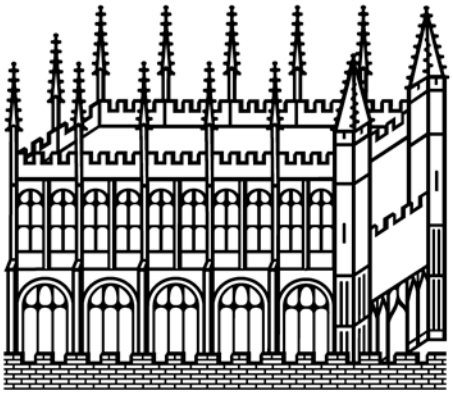

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

160 b 13

BOUND B

Nikolaus Lenau.

13

Gesammelte Werke

von

Ludwig August Frankl.

3 Bände. Preis geh. 5 fl. ö. W. = 9 Mark.
In 3 Leinwandbänden 6 fl. 50 kr. ö. W. = 11 M. 70 Pf.;
in 3 Halbfranzbänden 8 fl. 50 kr. ö. W. = 15 M. 30 Pf.

Inhalt:

I. Band. **Lyrische Gedichte.** 5. Auflage.
II. Band. Kleinere epische Gedichte. 4. Auflage.
Alexander der Große in 11 Gesängen. 2. Auflage.
König Salomo in 14 Gesängen und 17 Makamen. 2. Auflage.
III. Band. **Rahel,** biblisches Gedicht in 5 Gesängen. 7. Auflage.
Der Primator in 6 Gesängen. 5. Auflage.
Ein Magyarenkönig in 9 Gesängen. 3. Auflage.
Christoforo Colombo in 5 Gesängen. 2. Auflage.
Don Juan de Austria in 12 Gesängen. 2. Auflage.
Gusle, 24 serbische Balladen und Lieder. 2. Auflage.

Von demselben Verfasser sind einzeln erschienen:

Poetische Werke.

Das Habsburglied. Wien 1832.
Sagen aus dem Morgenlande. Leipzig 1834.
Parisina von Byron und **Das Paradies und die Peri** von Moore. Wien 1835.
Hippokrates und die moderne Medicin. Satire. 5. Auflage. 1854.
— **und die Charlatane.** Satire. 3. Auflage. Wien 1854.
— **und die Cholera.** Satire. 3. Auflage. Wien 1855.
Libanon, Poetisches Familienbuch. 3. Auflage. Wien 1855.
Ahnenbilder. Leipzig 1866.
Tragische Könige. Wien 1875.
Gesammelte poetische Werke von Anastasius Grün. Berlin 1877.
Andreas Hofer im Liede. Innsbruck 1884.

In Prosa:

Zur Biographie Franz Grillparzer's. Mit Porträt. Wien 1884.
" " **Ferdinand Raimund's.** Mit Porträt. Wien 1884.
" " **Friedrich Hebbel's.** Mit Porträt. Wien 1884.
" " **Nikolaus Lenau's.** 2. Auflage. Mit Porträt. Wien 1885.
Biographie Josef Emanuel Hilscher's und dessen gesammelte Werke. 2. Auflage. Pest 1840 und Prag 1851.
Zur Geschichte der Juden in Wien und **Der alte Freithof.** 2. Auflage. Wien 1853.
Nach Jerusalem. Reisen in 2 Bänden. 2. Auflage. Leipzig 1858.
Aus Aegypten. 1 Band. 2. Auflage Wien 1859.
Biographie der Therese Paradis. Wien 1876.
Die Wochenschrift: **„Sonntagsblätter".** Wien von 1842—1848.

Nikolaus Lenau.

Zur Biographie

Nikolaus Lenau's.

Von

Ludwig August Frankl.

Zweite vermehrte Auflage, mit dem Porträt des Dichters.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1885.
Alle Rechte vorbehalten.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 OCT 1929
OF OXFORD

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Im ſilbernen Kaffeehauſe	3
Die Mutter	10
Der Student	12
Luſtiges und Wahnſinniges	31
Fauſt und Geſpenſter-Geſchichten	38
Geigenſpiel und Muſik	43
Gebirgstouren	50
Savonarola	52
Wie der Dichter Chriſt wurde	55
Die Polizei. Ungarn	56
Kritik über Andere und ſich ſelbſt	60
Ueber Frauen	80
Bei Caroline Pichler	81
Don Juan	86
Liebe	87
Ein Spaziergang	103
Urſachen des Wahnſinns	105
In Winenden	110
An Nikolaus Lenau	114
Winnenthal	115
In Döbling	116
Dichtergeſchick	120
Leichenöffnung	121
Das Leichenbegängniß	122
Eine Todtenfeier	125
Ein bisher ungedrucktes Gedicht Lenau's	128
Denkmale	130
Briefe von Juſtinus Kerner	137

Vorwort.

Die vorliegenden Blätter sind bald nach dem Tode Franz Nikolaus Niembsch's Edlen v. Strehlenau, der, wie bekannt, sich als Dichter Lenau nannte, erschienen. Seine beiden Biographen: Franz Xaver Schurz, der Schwager des Hingeschiedenen, und sein lorbeerbekränzter Genosse Anastasius Grün, haben meine Mittheilungen als eine »reich fließende Quelle« theilweise benützt und sie als solche dankbar bezeichnet. Andere, die aus ihr schöpften, thaten dies nicht und haben Vieles aus meinem Buche »wörtlich nachempfunden«.

Es ist dies, wo diese Blätter eine zweite Auflage erleben, zu bemerken nothwendig, weil es sonst den Verdacht wecken könnte, als ob ich meine anonymen Plagiatoren geplündert hätte!

Die erste Auflage ist längst vergriffen und kaum mehr antiquarisch aufzufinden, daher wiederholt Anfragen an mich gelangen, wo das Buch zu haben wäre.

Ich komme der Nachfrage gerne entgegen, umsomehr, als sich bei mir später noch manche interessante Thatsache, noch manches psychologisch merkwürdige Detail angesammelt hat, das diese neue Auflage stark vermehrt und so die grundlegende Biographie von Franz X. Schurz und die genial abgefaßte Anastasius Grün's zu ergänzen und noch zu bereichern im Stande ist.

Vor Allem verweiſe ich auf die mir für dieſe Auflage von einer dem Dichter nahe geſtandenen Dame mitgetheilten dreizehn bisher ungedruckten Briefe; zugleich auf ein ebenfalls bis nun unbekanntes Gedicht, das den Dichter von einer völlig neuen Seite kennen lehrt. Es iſt ein Gelegenheitsgedicht, das den tief ernſten Sänger der Melancholie in liebenswürdigſter humoriſtiſcher Stimmung erſcheinen läßt. Es iſt das einzige, das er noch außer dem ſcherzhaften Gedichte »An den Iſchler Himmel« in der nur ihm eigenen meiſterhaften Formvollendung niedergeſchrieben hat.

Zwei, ebenfalls bis jetzt ungedruckte Briefe von Juſtinus Kerner, die derſelbe nach Erſcheinen meines Buches, theils berichtigend, theils ergänzend, an mich gerichtet hat, ſchließen dieſes Buch und ſchmücken es als intereſſante Reliquie des phantaſievollen Sehers und Dichters von Weinsberg.

Mögen dieſe »Erinnerungen« an einen der edelſten deutſch-öſterreichiſchen Dichter und Lebens-Märtyrer, die einen Abſchnitt meiner eigenen Lebensbeſchreibung, mit der ich beſchäftigt bin, bilden, eine gleich freundliche Theilnahme wachrufen, wie ſie meinen verwandten Publicationen über Ferdinand Raimund, Joſ. Emanuel Hilſcher, Friedrich Hebbel und Franz Grillparzer vom Publicum und von der Kritik zu Theil geworden iſt.

F.

Einleitung.

Die Deutschen werden nicht müde, die Lebensbeschreibungen der Heroen ihrer Literatur immer wieder zu bereichern; indem sie schon halbverwehte Lebensspuren suchen, fast verschüttete Quellen wieder fließen machen und nicht allein die Entstehungsgeschichte, die Beziehung der kleinsten Xenie, vielmehr noch das Persönlichste, die rein menschlichen, geheimsten Verhältnisse unserer Dichter mittheilen. Diese fast rührende Pietät bringt aber unseren Heroen Nachtheil: sie können nicht mythisch werden. Die Nachwelt wird sie vielmehr und genauer kennen als ihre Zeitgenossen, denen manches Menschliche, manche Beziehung verborgen blieb, welche die Nachlebenden bloßlegen und erfahren dürfen. Die meisten der ewigen Dichter haben, man könnte sagen durch ein günstiges Geschick, sich der vollen grellen Beleuchtung entzogen, und das Halbdunkel ist es eben, aus dem Heroen plastischer hervortreten: Homer und Firdussi, Aischylos und Shakespeare, Kalidasa und Klingsor, Hesiod und Osterdingen.

Wenn ich bei dieser Anschauung mich dennoch selbst dabei finde, die Gestalt eines der deutschen Nation theuer gewordenen Dichters zu zeichnen, neben vielen wichtigen manche nicht sehr bedeutende Züge, bequemes Sichgehenlassen, Menschlichkeiten zu erzählen und die Bildung einer mythischen Atmosphäre so zu sagen unmöglich zu machen; so leitet mich dabei ein anderer Gedanke: Nikolaus Lenau ist der Welt nicht allein durch seinen Genius, er ist ihr auch durch sein grauenvolles Sterben schmerzlich theuer geworden.

Wie dem Hellenen der blitzgetroffene Baum und der von Wahnsinn umnachtete Mensch heilig waren, so bleibt er eine Gestalt, der man stets mit weihevoller und auch scheuer Bewunderung sich nähern wird. Bei dieser lebhaften Theilnahme nun für das Unglück des Dichters schien es mir, abgesehen von jeder anderen Absicht, eine Pflicht, das, was ich über die Entstehungsgeschichte des Uebels weiß, wenigstens anzudeuten; beschäftigt sich doch die Wissenschaft mit dem Leben selbst sonst unbedeutender Menschen, wenn es gilt, den Spuren ihrer geistigen Zerrüttung nachzuforschen. Ich beschränke mich darauf, zumeist Selbsterlebtes zu erzählen, ohne die interessanten Mittheilungen, die mir von Joh. Gabriel Seidl, Constant. v. Wurzbach, Leop. Kompert, Eugen Obermayer gemacht wurden, gänzlich auszuschließen. —

Ich besuchte in der Stadt, in der Savonarola in Flammen aufging, die Mosaikfabrik, wo aus Halbedelsteinen die kunstvollsten Blumen, Bauwerke und Gestalten in Marmorplatten eingelegt werden. Ich sah lange vielen hundert Arbeitern zu, wie sie die einzulegenden, mannigfach gefärbten Edelsteinstücke von größeren und kleinsten Flächen schnitten, stumpfe und spitze Stifte, sogar Splitter feilten und dem Künstler, der die Gemälde formen sollte, zurecht legten. Er wählte aus all' dem bunten Krame, je nachdem es das zu formende Bild erheischte, die einzelnen Stücke, um da ein Licht, dort einen Schatten plastisch zu malen, und dabei kamen ihm oft die kleinsten Steinfragmente am meisten zu statten, während er größere bei Seite legen mußte.

Den Biographen Lenau's sind meine Mittheilungen zu statten gekommen.

Im ſilbernen Kaffeehauſe.

Im Jahre 1832 kam uns in Wien der erſte Band Gedichte von Nikolaus Lenau zu. Die Vollendung der Form, die neuen, aus friſcher Naturanſchauung entſprungenen Bilder, die ſüße Schwermuth brachten einen tiefen Eindruck hervor, und mahnten — mit Ausnahme des ſkeptiſchen Elementes — dieſe Gedichte an die wehmüthigen Harfenaccorde, welche der zarteſte deutſche Sänger des Frühlings und der Wehmuth: Hölty, hatte erzittern laſſen. Die ſpäteren Griffe Lenau's in die Saiten waren kühner, erſchütternder, und als ſeine Liebe zu finſterer Einſamkeit, ſeine myſtiſche Sehnſucht, »dem Weltgeheimniß in den Schlund zu ſchauen«, immer mehr hervorbrachen, glich er mehr Byron als Hölty, ohne die weltverachtende Erhabenheit, ohne die großartige Künſtlerſchaft des Briten zu erreichen, ihm aber ebenbürtig an Geiſt. Byron, wenn ihn das Leben am ſchmerzlichſten ergriffen hat, flüchtet zu den ſchauerlichen Schönheiten der Natur, ſie beſänftigen, ſie beruhigen ihn; Lenau empfängt von ihnen erſt die herbſten Schmerzen. Byron ſieht den Frühling blühen und die Sonne leuchten, ſo ſchön als gäbe es keine Gräber auf Erden! Lenau ſagte dasſelbe, aber er möchte wiſſen, warum dem ſo iſt? er greift wie ein Kind, das ſich mit der Erſcheinung im Spiegel nicht begnügt, hinter denſelben und will ſie körperlich faſſen. Alle Dämonen, endlich auch die Religion ſollen ihm Aufſchluß geben, die Manfred-Byron ſchon ſterbend noch von ſich weiſt. Lenau's dichteriſche Seele iſt die Schweſter des Byron'ſchen Geiſtes. Ein feinfühlender und vergleichender Kritiker wird die Aufgabe haben, den Einfluß Byron's auf Lenau darzuſtellen. Andeutungsweiſe ſei hier die erſte Scene in »Fauſt« und die Manfred's mit dem

Gemsenjäger erwähnt und aus dem lyrischen Theile auf das Gedicht: »An mein Vaterland« und an das Abschiedslied »Child Harolds« hingewiesen. Das Gleichniß vom wilden Thiere, das einsam in den Wald sterben geht, um durch seinen Tod den Lebenden nicht lästig zu werden, haben beide Dichter gleich glücklich angewendet u. dgl. m.

Die Gedichte Lenau's, als sie zuerst nach Wien kamen, fanden wenig Verbreitung, und selbst unter Denen, die in den literarischen Kreisen eine Geltung zu haben meinten, gewannen sie, wie jedes Neue, nur langsame Würdigung. Ich erinnere mich, daß ein damals in Wiener Journalen genannter Lyriker, Novellist und Kritiker, der nunmehr verschollene Emanuel Straube, ganz tapfer äußerte: »Ich weiß nicht, was man mit diesen Gedichten für Aufhebens macht; ich möchte meinen Namen nicht auf das Buch setzen.« Während die deutsche Kritik die modernen Dioskuren österreichischer Lyrik freudig begrüßte, wurden doch nur die Lieder des Spaziergängers rasch populär in Oesterreich; Lenau's Gedichte blieben anfangs den Dichtern und Literaten, nur wenigen Eingeweihten und Freunden der Kunst bekannt. Erst das persönliche Erscheinen Lenau's in Wien weckte ein größeres Interesse für ihn, wozu die Kunde, der Dichter habe, unzufrieden mit der alten Welt, jenseits des atlantischen Oceans im Urwalde das Glück und das Leben: »das scheue Wild« aufgesucht, nicht wenig beitrug. Damals hatten wenige Menschen in Oesterreich noch die Fahrt gewagt, die zu jener Zeit noch einen abenteuerlichen Schimmer um Atlantisfahrer verbreitete.

Ich sah Lenau im Herbst 1834 zum ersten Male in Wien im »silbernen Kaffeehause«. Er saß einsam in einer Fensternische, nur von Wenigen gekannt.

Friedrich Witthauer, der Redacteur der damals beſten Wiener Zeitſchrift, der Lenau vor der Reiſe nach Amerika im Engliſchen unterrichtete, von ſeiner poetiſchen Begabung aber damals keine Ahnung hatte, machte ihn mit den Anderen bald perſönlich bekannt.

Da das ſilberne Kaffeehaus der Schauplatz iſt, wo wir den Dichter oft ſehen und ſprechen werden, ſo muß ich dasſelbe in flüchtigſtem Umriſſe zeichnen:

Im erſten Stockwerke eines Hauſes in der Plankengaſſe befand ſich des ſeligen Hrn. Neuner Kaffeehaus; zwei geräumige Zimmer, das erſte den Billard-, das zweite den Schachſpielern gewidmet, waren gaſtlich aufgethan. Hier verſammelten ſich nach Tiſche regelmäßig die Schriftſteller Wiens: Grillparzer und Deinhardſtein ſahen, ohne ſelbſt ſich zu betheiligen, den Schachſpielern zu. Bauernfeld ſpielte Karten. Seltenere Gäſte im anſtoßenden, nur durch ein Spiegelglas getrennten Damenzimmer waren Chriſtian Zedlitz und Joh. Bolza. Ferdinand Raimund, Dräxler-Manfred, Joh. Nep. Vogl, Friedr. Witthauer, Braun v. Braunthal, Chriſt. Wilh. Huber und Lenau waren die trefflichſten Billardſpieler, namentlich war Lenau kühn, elegant, kräftig; die Aengſtlichkeit der Anderen, einen Ball richtig zu treffen, war ihm fremd und langweilig. Ernſt v. Feuchtersleben, Eduard Sileſius, Dr. Carl Hock, Guſtav v. Franck, P. Kaltenbaeck, Heinr. v. Levitſchnigg, Max Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, J. F. Caſtelli, Fr. Fitzinger, Ant. Schurz, v. Karajan, Ant. Kaſper, Em. Straube, Fr. Stelzhamer, Alex. Baumann, Uffo Horn, And. Schumacher, Franz v. Schober, Joſ. Ferd. Weigl, Franz Wieſt, J. J. v. Littrow, Dr. Görgen, Ludw. Löwe, die Muſiker Joſ. Fiſchhof, A. J. Becher, Otto Nikolai, Carl Evers, Hauſer, Aug. Schmid, die Maler: Fr. v. Schwind, Joſ. Danhauſer und viele

Andere ſaßen der Spiegelwand entlang, oder in den Fenſterniſchen an kleinen Tiſchen, tranken geduldig den wenig ſüßen, ſchwachen, ſchwarzen Kaffee und rauchten aus irdenen, ſogenannten Kölner Pfeifen mit langem Rohr, dem ein Federkiel eingebohrt war. Lenau rühmte oft ſeinen Kanaſter, den er aus Amerika mitgebracht hatte, und pflegte nur ſelten und nur einem, der es zu würdigen wußte, mit bedeutungsvoller Miene ein Bischen von dem »koſtbaren Kraute« mitzutheilen. Lenau Karnophilos ſang auch:

»Mein Pfeichen traut, mir iſt dein Rauch
Voll duftender Narkoſe,
Noch lieber als der ſüße Hauch
Der aufgeblühten Roſe.«

Der Liebe des Dichters zur Tabakpfeife verdanken wir eine großartige Anſchauung, nach der er den Schädel, der auf ſeiner Commode ſtand, ſeinen Kameraden nennt:

»Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.
Einſt Wolken blies der alte Pan
Aus dieſem Knochenſcherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menſchen nennen's ſterben.«

Die ſchwarzen Nomaden ſeines Vaterlandes lehrten ebenfalls den Dichter auf der Pußta:

»Wie man das Leben verraucht.«

Nachdem der Kaffee im ſilbernen Kaffeehauſe den Schriftſtellern denn doch nicht mehr munden wollte, dachten ſie an Auswanderung, und als einer der Empörer die kecke Frage aufwarf: Warum man denn gerade im ſilbernen Kaffeehauſe ſich verſammeln müſſe? ant-

wortete Ferdinand Raimund: »Weil es dem Pegaſus ſelten ſo gut wird, wie hier, aus ſilbernen Geſchirren gefüttert zu werden, und ſelten dem Dichter, an einen Haken ſeinen Hut hängen zu können, deſſen Silberwerth zehn Caſtorhüte, geſchweige den eines armen deutſchen Poeten überwiegt«. Der Marqueur, der unter fremdem Namen auch Verſe in Zeitſchriften drucken ließ — Andreas hieß er — der das Geſpräch mit anhörte, rettete ſeinem Herrn die Gäſte durch einen witzigen Einfall: »Meine Herren! Sie werden dieſes Kaffeehaus nicht verlaſſen, da Sie von hier aus die Ausſicht auf einen Lorbeerkranz haben.« Gegenüber nämlich war ein Hutmacherladen, das einen Lorbeerkranz als Aushängeſchild führte.

Gäſte aus der Ferne vermehrten oft die in Gruppen ſich unterhaltenden Freunde und Bekannten, Anaſtaſius Grün, Alexander Graf v. Württemberg, Michael v. Enk, Eduard Duller, Carl v. Holtei, Gottfried v. Leitner, Dr. Theol. Martenſen, nachmals Biſchof in Dänemark, die Dichter Böttiger und Hagberg aus Schweden und Andere, welche dem damaligen Wiener Dichterkreiſe näher treten wollten, verſammelten ſich da zwiſchen der Eſſens- und der Theaterzeit.

So war das ſilberne Kaffeehaus der literariſche Sammelpunkt Wiens. Hier wurde der Werth jedes Talentes beſtimmt, der Druck manchen poetiſchen Productes vermittelt oder vereitelt. Hier prophezeite die Kritik aus ſchwarzem Kaffeeſatze den künftigen Ruhm, und manche gemachte Celebrität ging wie Rauch der langen Tabakspfeifen auf. Theater- und Muſikzuſtände, die zwei Pole der Oeffentlichkeit im damaligen völlig unpolitiſchen »Capua der Geiſter«, wurden auch hier lebhaft beſprochen. Es waren aber, wenn auch ſeltener, zuweilen ganz ernſte Gedanken, die durch den Kreis zogen, wenn

auch leiſer geſprochen. Der Druck, den die Cenſur übte, konnte nicht unberührt bleiben, die Hoffnungen auf eine andere Zeit wurden weit, weit hinausgeſchoben, und es herrſchte oft Tage lang eine trübe, bittere Stimmung, bis ſie wieder eine heitere übertönte. Es gab da des Scherzes, des Humors, der Satyre manche fröhliche Stunde, und wer die Schriftſteller Wiens in behaglicher Mittheilung, in ſelbſtzufriedener Bequemlichkeit, die Stürmer des Muſenberges in gemüthlicher Ruhe kennen lernen wollte, er mußte das ſilberne Kaffeehaus beſuchen. Hundert charakteriſtiſche Aeußerungen, intereſſante Züge ſind, neben gewiß ſo vielen untergegangenen, noch in Erinnerung.

Lenau's Geſtalt war kurz und ſtämmig; ſein Gang faſt träge, das Haupt vorüber gebeugt, als ob er auf der Erde etwas ſuche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirne breit, von nicht zu reichem braunem Haare glatt umgeben, auf dieſer konnte ſich in erregtem Momente die Zornader plötzlich herabſchlängeln; zumeiſt aber, wenn er irgend einen Gedanken von tieferer Anſchauung, von intenſiver Bedeutung ausſprechen wollte, formte ſich zwiſchen den zuſammengezogenen Augenbrauen eine Falte, er verewigte ſie an der Stirne ſeines Mephiſtopheles:

»Betrachtet dieſe Stirnenfalte,
Da dieſe finſtre, tiefe, kalte.
Einſt kam ein Mathematikus,
Ein ſcharfer Ritter Minusplus
Und nannte dieſen Faltenſtrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegentheil,
Wobei er dacht' an's Chriſtenheil.«

Jener Zornesader begegnen wir ebenfalls in des Dichters »Fauſt«.

»Sein Blut aufkochend zu Geſichte ſteigt,
Aus ſeinen ſchwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeſchwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.«

Und ſich ſelbſt wiederholend und zeichnend im Gedichte: »das Gewitter«.

»Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader.«

Sein Auge war braun, groß, im bewegten Augenblicke voll geheimnißvoller Gluth, dann ruhte es wieder ſchwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen des Lebens und der Kunſt ſprach. Der etwas breite, mehr ſinnlich als edel geformte Mund war von Bart überſchattet, das Kinn mußte ſtets »glatt wie Sammt« ſein. Die faſt ſchroff ſich abſenkende Naſe war edel geformt, im Ganzen der magyariſche Typus zu erkennen. Die Kleidung war eine ſtets einfache und ſehr reinliche.

Lenau war es kein Bedürfniß zu reden, wie dies bei Menſchen, die Geiſt beſitzen und in irgend eine Kunſtform ihre Gedanken gießen können, oft der Fall iſt. Angeregt durch einen ihn tiefer intereſſirenden Gegenſtand, ſprach er oft lange und dann mächtige Gedanken in frappanten Bildern, in origineller ſcharf zeichnender Form langſam und klar aus. Er liebte Pauſen, wenn er Gedanken entwickelte; dann blies er Tabakwolken von den Lippen, ehevor er wieder begann, und begleitete ſeine Worte mit abſonderlichem Auf- und Zuſammenziehen der Brauen, mit rollenden Augen, als wollte er die Wichtigkeit deſſen, was er ſagte, mimiſch anſchaulich machen. Man nennt im gewöhnlichen Leben dieſe Weiſe »Geſichter ſchneiden«. Er verſtand dieſes vortrefflich; doch reizte es bei ihm nie zum Lachen, ſeine Gedanken fielen dabei oft hart wie Schollen

auf einen Sarg, oder tönten wie Orakelsprüche, oder leuchteten als logische Blitze. Er sprach rein deutsch, weder schlug der ungarische Accent, noch der österreichische Dialekt vor.

Lenau gewann sich bald durch sein einfaches, würdiges Benehmen, dem ein ethisches Selbstbewußtsein, eine Jedem gleich fühlbare Achtung vor sich selbst nur einen erhöhten Reiz gab, alle Peripatetiker des silbernen Kaffeehauses zu Freunden; sie gruppirten sich, wenn er nicht Billard spielte, um ihn und erzählten ihm meist heitere oder lustige Geschichten, die er mit besonderem Behagen hörte; er lachte, je toller sie waren, aus vollem Herzen und fühlte sich zuweilen angeregt, uns dergleichen selbst mitzutheilen.

Die Mutter.

Selten sprach Lenau über sein Jugendleben; es schien, als ob es trübe Erinnerungen wären, die er nicht gerne heraufbeschwor. Nur einmal, als ich zufällig über Krankheiten sprach, deren Bild er aus seiner Studienzeit gerne festhielt, erzählte er, wie er bei seiner Jahre lang sterbenden Mutter ausgehalten habe, bei jener Mutter, vor deren offen gelassenem Schranke nach ihrem Sterben der Sohn steht, in welchem ihr Gebetbuch noch aufgeschlagen liegt, welches das Gebet zeigt:

»Wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht.«

Da weinte er und

»zerriß
Die Freudenrechnung in seinem Herzen«.

Vor der Meerfahrt nahm Fauſt-Lenau vom mondbeſchienenen Grabe dieſer Mutter tief rührenden Abſchied; der Dichter ſtaunt da, wie groß die Macht des Todes ſei:

»Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.«

Ein tiefer empfundenes Lied hat aber kein deutſcher Dichter geſungen, als jenes, das ſo endet:

»Menſch, du, flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichſte Stelle,
An des Troſtes reinſte Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter ſterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefſten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!«

»Ich träume noch immer vom Todtenbette meiner Mutter,« äußerte er bei dem angeführten Geſpräche, »dieſe Erinnerung iſt am tiefſten in mein Herz geſchnitten. Als ich das Lager mit der Leiche verlaſſen hatte, mußte ich mühſam die Trümmer meiner Religion zuſammenraffen.«

Thereſia Maigraber, die Mutter Lenau's, war die Tochter einer angeſehenen Bürgerin in Ofen, in deſſen Nähe ſie Weinberge beſaß. Als des fünfjährigen Lenau Vater: Franz, ein durch niedrige Leidenſchaften und ſträflichen Leichtſinn zu Grunde gerichteter Menſch, jung ſtarb, verehelichte ſich ſeine Mutter bald wieder mit einem Arzte Vogel und überſiedelte nach Tokaj. Lenau lebte hier zwei Jahre, »die heiterſten ſeines Lebens«, hier mit der feurigen Rebe des Berges Mézes-Mále, was Honigſeim heißt, reifte und gedieh auch der Genius in ihm. Damals, bei der Erzählung der Leiden ſeiner Mutter, äußerte Lenau, wie er glaube,

vorzüglich ihr die Phantaſie und das leicht erregbare heiße Gefühl verdanken zu müſſen; wie auch Goethe: »Die Kunſt zu fabuliren« von ſeiner Mutter hatte. Es iſt das eine noch nicht genug phyſiologiſch gewürdigte Erſcheinung, daß künſtleriſch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meiſt das ſchöpferiſche Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken. Faſt immer iſt es die Mutter, deren ſich poetiſch begabte Söhne mit beſonderer Liebe erinnern, denen dieſe ihren Phantaſieantheil, die edlere, höhere Richtung zuzuſchreiben pflegen.

Goethe's »Fauſt« ſagt:

»Die Mütter! Mütter! —'s klingt ſo wunderlich.«

Mir vorliegende, wild leidenſchaftliche Briefe der, gegen den Willen ihrer Familien heimlich verlobt geweſenen Eltern Lenau's, entziehen ſich noch der Veröffentlichung.

Der Student.

Ehe über denſelben berichtet wird, ſei hier aus der Knabenzeit Lenau's von einem Schreibhefte erzählt, das ſich in ſeiner Familie erhalten hat. Es liegen mir 19 Quer-Quartblätter vor, die in einem hellgrünen, mit Goldrändern verzierten Cahier verbunden ſind. Auf der oberen Decke iſt ein rundes rothes Blättchen, das die goldenen Buchſtaben N. N. (Nikolaus Niembſch) und die Jahrzahl 1814 in Golddruck zeigt. »Niki«, wie er koſend in der Familie genannt wurde, war damals 12 Jahre alt, als er auf das erſte Blatt ſchrieb: »Exercitia Syntactica nitide descripta per Nicolaum Niembsch III Anni Grammaticum. Semestri primo 1814. Pestheni.« Es folgen zehn verſchiedene, in lateiniſcher Sprache ausgeführte Schularbeiten. Die

Handschrift ist eine feste, fast kalligraphische, die dem Dichter durch sein ganzes Leben eigen blieb und oft wegen ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit bewundert wurde.

Aus seinem Studienleben in Wien erzählte Lenau einmal, wie er besonders fleißig und aufmerksam die Vorlesungen über Physiologie besucht habe. Der damalige Professor Dr. Czermak, der in seinem Fache sehr thätig war, ohne aber eigene belebende Gedanken zu besitzen, trug oft die interessantesten Hypothesen vor, wie er sie eben in einem Buche oder Journale kurz vorher gelesen hatte. Zuweilen wurde ein Schüler aufgerufen und examinirt, so auch einmal der Herr v. Niembsch. Dieser entwickelte eine originelle Ansicht über das Blutleben mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Der Professor horchte auf und seine lächelnde Aufmerksamkeit wurde immer gespannter, bis er endlich die Frage stellte: »Woher haben Sie diese Theorie, Herr v. Niembsch?« Unter sehr unhöflichem, aber natürlichem Lachen des ganzen Collegiums antwortete Niembsch: »Sie haben uns ja die Sache selbst vorgetragen.« Ueber Lenau's Studentenjahre hat Leop. Kompert und J. G. Seidl in den damals von mir herausgegebenen »Sonntagsblättern« sehr charakteristische Züge mitgetheilt; mögen diejenigen, die sich auf die wenig bekannte Studienzeit Lenau's beziehen, hier ihre Stelle finden. Seidl erzählt:

»Es war im Spätherbste des Jahres 1819, als der 17jährige Niembsch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thüre des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Epona's Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales mir querüber saß. Als ein schüchternes Brandfüchslein aus dem Mikrokosmus des Gymnasiums plötzlich hinaus-

geſchleudert auf die manchmal ziemlich tumultuariſche Arena der Hochſchule, ſah ich anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die, mit vieler Empfänglichkeit für Poeſie ausgeſtattet und ſich mitunter ſelbſt darin verſuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erſtlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, ſchon damals in Th. Hell's »Abendzeitung« einige Verſe drucken zu laſſen, hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit ſo feſt und ausſchließend an ſich gekettet, daß ich meine übrigen Collegen nur wenig beachtete und unſeren fünfblättrigen Klee für die einzige Repräſentation der Aeſthetik im ganzen Collegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Eligius v. Münch-Bellinghauſen ein künftiger Friedrich Halm neben mir und in Niembſch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber ſäße. Erſt ein Zufall machte mich auf Letzteren aufmerkſam. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jetzt ein Prieſter höhern Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. E., Beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der männlich feſte Rembold, der ernſthafte, mächtig wirkende Weintridt, der biedere, eifrige Fenko, der gelehrte, greiſe Wikoſch und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwengliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwiſchenpauſen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luft zu machen Zeit fand. Bei einem ſolchen Verſuche überraſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Feder-

meſſer mit halboffener Klinge in drohend erhobener Hand ſaß er da — ſeine beiden Nachbarn gleichbewaffnet und gleich gerüſtet, etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg und gegen ihn Fronte machend. Es galt — ſo viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entſetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, ſo beſchränkt der Raum und ſo kleinlich die Waffen waren, im ſchlimmen Falle doch bedenklich enden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umſitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Aderſchlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, ſtatt abzuwehren. Niembſch aber ſaß ruhig, mit unheimlich rollenden Augen, bald geſchickt ausbeugend, bald raſch ausfallend, und ließ, obwohl bereits warmes Blut ihm aus dem Aermel rieſelte, nicht eher ab, als bis ſeine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen ſtreckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewiſſen Scheu betrachtete ich von dieſem Augenblicke an den ernſten, wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich ſeinen zweckloſen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerſchrockenheit zugeſtehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreiſe anhing, wie er dem ſeinigen, der, ſo viel ich mich erinnere, aus den älteren, ſtämmigeren, ſchon durch Bart und Tabakspfeife ſich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burſchenartigen Geſtalten beſtand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit ſchwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in deſſen Knopfloche das eiſerne Kreuz hing. In beiden nächſten Jahrgängen

des philoſophiſchen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembſch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur ſo viel von ihm zu wiſſen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktiſchen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewiſſenhafter Aengſtlichkeit innerhalb der ausgeſteckten Grenzen uns bewegten, ſondern mehr als Liebhaber oder als Gaſt, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen ſchlürft und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite ſchiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeſchriebenen Formen, die ſeinem unruhigen Geiſte eine beengende Feſſel waren, ſich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anſtieß. Im Verlaufe dieſer zwei Jahre mag es auch wohl geſchehen ſein, daß Niembſch, der leidenſchaftliche Rauchfreund, dem ſein dampfender Türkenkopf vielleicht ſchon damals ein Zauberkelch war, aus deſſen kräuſelnden Wölkchen die wunderbarſten Ideen ihm entgegenwirbelten, mit dem grimmigſten aller Rauchfeinde, dem liebenswürdigen Sonderlinge, Profeſſor Anton Stein, in vorübergehende Colliſionen gerieth, der nach mehr als zwanzig Jahren noch ſich nicht enthalten konnte, die Strophe aus dem Rauchlied eines »unſerer neuen Poeten« ironiſch zu commentiren, ſo wenig er auch deren unmittelbare Beziehung auf ſeinen berühmten Schüler Lenau eingeſtehen mochte. Noch ferner trat mir Niembſch während meiner juridiſchen Studien, aus welcher Zeit ich ſeiner Genoſſenſchaft und ſeines Umganges mich kaum erinnern kann. Nach dem dritten Jahre des Jus vertauſchte er die Wage der Themis mit dem Schlangenſtabe des Aesculap, während ich jener mir nicht ſehr ſympathiſchen Göttin nur aus dem Grundſatze: Nichts Begonnenes unvollendet zu laſſen, treu

blieb, im Geiſt und in der Wahrheit aber mit aller Kraft der Seele und unter den drückendſten Lebensverhältniſſen den Muſen huldigte, die mir damals mehr verſprachen, als ſie vielleicht mir gehalten haben. Mit herzlicher Innigkeit an Alle mich anſchließend, die das gleiche Streben beſeelte, widmete ich die wenigen Stunden, die mein mühſamer Frohndienſt um den kärglichen Erwerb mir freiließ, dem Umgange mit den damaligen älteren und jüngeren Literaten Wiens. Das humoriſtiſche Treiben in der ſogenannten Ludlamshöhle, die Sonntagsmorgen bei J. F. Caſtelli, die heiteren Converſationen in einem Privatgarten, wo Franz Freiherr von Schlechta mit ſeiner liebenswürdigen Familie den Wirth machte, und vor Allem die lebhaften, aus den bunteſten Elementen zuſammengeſetzten Abendkränzchen im ſogenannten ſilbernen Kaffeehauſe werden mir immerdar unvergeßliche Lichtpunkte in meinem Leben bleiben. Beſonders knüpfen an das letztere ſich mir unzählige freudige und wehmüthige Erinnerungen. Es iſt unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernſterem Sinne, ausgerufen: »amici, diem perdidi« wenn ich nicht bei »Neuner« gefrühſtückt und nicht bei »Neuner« ein Nachmittagsſtündchen zugebracht hätte. Dort war es auch, wo ich mit Niembſch wieder zuſammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Harliſch, meinem täglichen, faſt unzertrennlichen Begleiter, im Kreiſe von jungen, ſtrebſamen Talenten, um welche ſich eine faſt gleich große Anzahl geiſtreicher Kunſtkenner und Kunſtliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit ſammelte, die genußreichſten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenſtunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt,

meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beſchränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köſtliche Frühſtück oder das karge Mahl mir würzend, an Meiſter Niklas Seite, das ſchmale, vom rothausgeſchlagenen Damencabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte Zimmer auf- und niederſchritt und ſeinem forſchenden, ſinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte und manchen Blick in das melancholiſche Halbdunkel ſeiner Seele that und über Poeſie ſchwärmte, und über das Leben klagte und ihm den Namen »Thereſe« verrieth. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der ſeltſame Mann, deſſen tiefpoetiſche Perſönlichkeit mich ſo mächtig anzog, ungeachtet ſeine düſtere Verſchloſſenheit gegen meine heitere Offenheit grell abſtach, am Ende auch ein Poet ſei, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen auf den Wellen der Journaliſtik mit vollen Segeln Herumtreibenden nicht ohne leiſen Anflug von Bitterkeit »Kryptopoden«, Fußverſtecker, verborgene Genies zu ſchelten pflegten. Mein Wunſch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in dieſem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beſeitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, drang ich bei günſtiger Stimmung ungeſtümer in ihn, bis ich's heraus hatte, was ich wiſſen wollte: Meiſter Niklas dichtet auch! Worin aber beſtanden ſeine Dichtungen? Wie er ſagte: »in Reflexionen, Lebensanſichten, Betrachtungen über die wichtigſten Fragen der Menſchheit, Fragmenten, Rhapſodien, Aphorismen, närriſchem Zeug!« — »O, ich wollt' euch ſchon auch einen Fauſt ſchreiben!« rief er einmal aus, in ſeine Pfeife blaſend, als ob er ihr Poſaunentöne entlocken wollte, »aber nur für mich;

für den Druck geht das nicht! Verſtanden?« Seither dacht' ich ihn mir gar oft in ſolche Fauſtgedanken verſunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers ſaß, das Kinn tief in die Bruſt gebohrt, mit den Augen in die Gluth ſeines Pfeifenkopfes ſtierend, die Beine lang hingeſtreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald ſein ſchwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren ſich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironiſchen Lächeln verziehend, einſam unter plaudernden Tiſchgenoſſen, abweſend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, ſich ſchüttelte, mit faſt wilder Luſtigkeit Einem oder dem Andern zurief: »Allons, Freund! Eine Partie!« und nun das Queue, das er meiſterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberſtab ergriff, um alle böſen Geiſter, die auf ihn einſtürmten, zu bannen. Seit das Geſtändniß, daß er ebenfalls dichte, über ſeine Lippen gekommen war, gab er ſich mir um Vieles offener, als früher; allein umſonſt wartete ich auf die Mittheilung irgend einer ſeiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor, und ihn dazu nöthigen wollte ich nicht, weil ich fürchtete, ſeine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem abſichtlich fortgeſetzten ſchneller und für immer wieder ſich zuſammenfalten. Nicht glücklicher war Halirſch. Um dieſe Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo wir thatſächlich Beide ſchon kraft ſelbſtſtändiger Druckwerke ins löbliche Poetengremium unſeres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Tages Niembſch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines ſeiner Verwandten zu folgen, der einem Kränzchen freundlicher Dichter einige ſeiner poetiſchen Studien vorzuleſen beabſichtige. Ein neuer uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die

nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unseren Meister Niklas selbst zu einer Enthüllung seines poetischen Insichlebens angeregt zu finden, was konnte wohl lockender für uns sein? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führte uns auf die sogenannte alte Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach so vielen Jahren nicht mehr erkennen würde. Ein trauliches Stübchen empfing uns, und in diesem ein freundlicher Hauswirth, wenig älter, wie es schien, als Niembsch, von stattlicher Figur, wiewohl etwas vorgebeugter Haltung, mit blondem Haar, blatternarbigem, blassem Antlitz, sinnigen blauen Augen und sanftem wohltönenden Organ. Ohne alle Förmlichkeiten setzte man sich um den Tisch; wie viel unser waren, weiß ich nicht mehr genau. Mit sichtbarer Befangenheit entfaltete der Wirth sein Manuscript und las zuerst einige lyrische Gedichte, minder ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken, als durch Art der Gesinnung und durch eine ganz eigenthümliche, mitunter fast launenhafte Formgebung. Besonders überraschend für uns war die Vortragsweise des Verfassers. Wie in Schubert's Liedern der erste Klang des Vorspieles den Charakter der ganzen Tondichtung spiegelt, so wußte auch hier der Vorleser durch das erste Wort, das über seine Lippen kam, ja fast durch Blick und Miene schon auf die Idee seiner Dichtuug vorzubereiten. Aufgemuntert durch unsere Theilnahme, machte er zum Schlusse sich an ein größeres Gedicht, eine Art von Idyll in antikem Versmaße, das poetische Stillleben eines jener Köhler schildernd, wie sie in der romantischen Waldeinsamkeit am Fuße des Schneeberges, im steten Verkehre mit der lachenden, wie mit der zürnenden Natur, ihre eigenen Anschauungen, ihren eigenen Glauben, ihre eigenen Freuden und Leiden hegen. Als ich

in neuerer Zeit Stifter's Studien las, fühlte ich unwillkürlich an jenes Idyll mich erinnert, welches trotz manches Sonderbaren und Verwaſchenen doch ein bedeutendes Talent für Naturmalerei und Charakteriſtik verrieth. Es machte auf uns Alle einen tiefen Eindruck. Unvergeßlich aber wird mir die Begeiſterung und aus dem tiefſten Innern kommende Ergriffenheit bleiben, womit der Dichter ſeine Schöpfung recitirte. In der Regel ſind Poeten die ſchlechteſten Vorleſer ihrer eigenen Producte; hier war das nicht der Fall; im Gegentheile überwog das geſprochene Wort mitunter das geſchriebene. Manches ſchien improviſirt, ſo unmittelbar trat es aus dem Herzen auf die Lippe. Ich beneidete den Mann um ſeine Gabe, ſich ſelbſt zu dolmetſchen, und mit ungeſchwächter Aufmerkſamkeit hörten wir das umfangreiche Gedicht bis zu Ende. Daß Niembſch aber unſere Erwartung, auch er würde uns etwas leſen, nicht erfüllte, dünkt mich um ſo gewiſſer, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnſucht entgegenſah, wann dieſe befriedigt worden wäre, wohl nicht vergeſſen hätte. Der Vorleſer an jenem Abende war Ant. Xav. Schurz, ſpäter unſeres Niembſch Schweſtermann und treuer Pfleger im Unglücke. Seit jenem Abende war ich gewiſſermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembſch zutraulicher ſich anſchloß. Stundenlang tauſchten wir Anſichten und Empfindungen mit einander aus, bald als ſchmauchende Peripatetiker im ſilbernen Kaffeehauſe zur Zeit, wenn die übrigen Gäſte noch fern waren, theils ſelbander luſtwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entſcheidend für Niembſch ſelbſt, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahre 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu, deren friſches Arom der Wiener mit ſo vielem

Staub erkaufen muß. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Gallizin-Berge ſchräg über, bis zur ſogenannten Schottenwieſe ſanft emporſteigen. Blüthenſchneeig ſchimmerten die Obſtbäume aus den Weingärten hervor, der Lenz hat ſeiner Mutter Erde den duftigſten Strauß an die Bruſt geſteckt und ſchleuderte frohlockend ſeine »Singraketen, die Lerchen, in die Luft«. Vielleicht rief eben ſolch' eine aufſchießende Sängerin dieſen Vergleich in des ſchweigſam mir zur Seite wandelnden Sängers Seele wach, während ich mit Claudius ausrief:

»Heute will ich fröhlich, fröhlich ſein,
Keine Weiſ' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude ſchrei'n,
Und der König ſoll mir das nicht wehren!«

Und wir waren fröhlich, Beide fröhlich, der düſtere Niembſch ſo fröhlich, wie ihn nicht oft wer geſehen haben mag, und als wir auf einer Bergwieſe angekommen waren, wo weithin die Ausſicht über Wiens Häuſermeer hinweg bis an den blauen Saum der Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Graſe nach des gemüthlichen Wandsbecker's Recept und ſchrieen vor Freude und forderten umſonſt einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es ſo ruhig, ſo lauſchig, ſo feierlich einſam, nur die Bäume ſäuſelten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber ſaßen wir wieder ſtill und ſchweigſam in jener ſüßen, beſchaulichen Verſunkenheit,

»Wo der Dichter um zu dichten,
Eben zu viel Dichter iſt!«

Schon ſank die Sonne hinter unſeren Rücken zwiſchen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns ſtumm die Hände ſchüttelten und voll des innigſten

Verſtändniſſes ins Dorf herunterſtiegen, um bei einem ländlichen Veſperbrode die Eindrücke auszutauſchen, die wir im Freien geſammelt hatten. In ſolcher Stimmung gibt es für Gleichſtrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich ſo lange gewartet, das ich ſo oft von der Lippe meines Freundes zu haſchen verſucht hatte, nun blies er es ſchüchtern, halbvernehmlich in einer Rauchwolke vor ſich hin, das Wort: »Freund, ich leſ' Euch etwas!« Meine Freude zurückhaltend, erwiderte ich ein kaltes: »Schön!« um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine langgeſpannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuſchrecken. Er las:

»Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und ſchaut mit Luſt des Lebens Morgenroth,
Auf ſeinem Antlitz ruht ein ſchön' Erwarten,
Die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen ſtreut ihm duft'ge Roſen
Mit leiſem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattern mit vertrautem Koſen
Viel bunte Vögel ſingend wunderbar.

Seid ſtille, ſtille, daß die flücht'gen Gäſte
Ihr nicht dem Jünglinge verſcheucht; denn wißt,
Es ſind der Jugend Träume wohl das Beſte,
Was ihm für dieſe Welt beſchieden iſt.

Doch weh! jetzt naht mit eiſern ſchwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel — und dem Jüngling wird ſo bange,
Da er ſie weiter ſieht und weiter ziehn.«

Ich hatte eben damals von Franz Gräffer das Taſchenbuch: »Aurora« übernommen. Meine Abſicht war, es zu einer Pflanzſchule für junge vaterländiſche Talente zu machen, wodurch ich bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, ihm allein einen charakteriſtiſchen Zug verleihen und wohl

gar ein kleines Verdienſt mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit ſein, an meinem Freunde Niembſch einen neuen vielverſprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er in Dornbach mir vorgeleſen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte ſeines Schwagers A. X. Schurz. Beide ſtehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taſchenbuches »Aurora« (Wien, bei H. Buchholz, 1828). Das erſtere, »Jugendträume« betitelt, iſt unterzeichnet mit N. Niembſch. Es war ſein erſtes Auftreten, meines Wiſſens das einzige unter ſeinem wahren Namen. Im Jahre 1829, wo mein Schickſal mich in die herrliche Steiermark rief, nach dem lieblichen Cilli, damals, wie ich wähnte, mein Exil, dereinſt vielleicht noch mein Aſyl, war es Niembſch, in deſſen Buſen ich vor einem der wichtigſten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausſchüttete. Der 23. des Oſtermonats, beſtimmt zum Abſchiede von meiner lieben Vaterſtadt vielleicht auf Nimmerwiederſehen, ſollte früher noch eine Feſſel um meine Hand ſchlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag ſollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgermädchen, dem »Reschen«, dem ich nebſt hundert anderen Liedern auch meine erſten »Flinſerln« verdankte, den verhängnißvollen Ring zu wechſeln. Das Prognoſtikon, das von den Meiſten mir geſtellt wurde, war kein ermuthigendes; mein Schritt, unter meinen Verhältniſſen, jedenfalls ein gewagter, und die einzige Antwort, die ich meinen eigenen Bedenken entgegenzuſetzen hatte, Salis' Spruch:

»Heget nur männliches, hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Ende doch gut!«

Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungeſtümer pochte, daß ſich ein Kampf von widerſprechenden Empfindungen auf meiner Stirne ſpiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im ſilbernen Kaffeehauſe betrat, wohin ich meinem Meiſter Niklas zu kommen verſprochen hatte, um Abſchied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überſtrömender Herzlichkeit trat er mir entgegen und durchmaß mit mir, wie oft, in haſtigen Schritten die Stube, mit ſeinen dunklen, ſprechenden, in Momenten des Gefühles faſt ſchwimmenden Augen mir in die verborgenſten Falten meiner Seele ſchauend. Streng wie ein Gewiſſensrath forſchte er mich aus, als wäre es ihm darum zu thun geweſen, mich auf einer Selbſttäuſchung zu ertappen; er machte mir tauſend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im ſchlimmen Falle meine Bahnen als Menſch und Poet ſich kreuzen könnten, mit ſcharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er ſteigerte Blick und Stimme faſt bis zum Strafenden, Vernichtenden, bis er, überzeugt von dem Ernſte meiner Geſinnung, von der Klarheit meines Bewußtſeins, von der richtigen und beſonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt meine Hand ergreifend und ſie feſt ſchüttelnd, ausrief: »Habt Recht, Freund! Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden, — Ihr, — für unſereins wäre das nichts! Gott ſei mit Euch, denkt in der Ferne manchmal an Meiſter Niklas!« Das waren ſeine letzten Worte. Als ich nach der Trauung, die ich, um neugierige Gaffer fern zu halten, in der Hauscapelle des ſogenannten Churgebäudes bei St. Stephan vollziehen ließ, mein verweintes Reschen am Arme, die Treppe hinabſtieg, ſtreifte mich aus einem Winkel hervor der

vielsagende Blick meines treuherzigen Meisters Niklas, der nebst mehreren theilnehmenden Freunden trotz meiner Weigerung sich eingefunden und, von mir unbemerkt, der Ceremonie beigewohnt hatte. In Cillis ländlicher Abgeschiedenheit, in dessen stille Bucht der Wellenschlag der Literatur spät und spärlich drang, hörte ich von Niembsch nur wenig. Anfänglich kamen mir von ihm bisweilen durch Auersperg und andere Freunde herzliche Grüße. Nach und nach blieben auch diese aus. Ein Jahr und wieder eines schwand, und ich wußte nicht, was aus Niembsch geworden sein mochte. Abgeschnitten von allem Verkehre mit dem Auslande, den Entwicklungsgang der neueren Poesie nur in einigen Wiener Tagesblättern und in den Journalen der Nachbar-Provinzen verfolgend, wußte ich nichts von dem Geheimnisse, worin mehrere meiner Mitbrüder in Apollo damals sich zu hüllen für gut fanden. Der Zufall führte mir im Jahre 1834 die Nr. 18 des illyrischen Blattes vom 3. Mai, einer Beilage zur Laibacher Zeitung, in die Hände, worin ein Gedicht, »Lenz« über- und »N. Lenau« unterschrieben, seiner Originalität und seiner frappanten Schlußpointe wegen, mir auffiel. Der Dichter war mir unbekannt, ich rieth auf einen Pseudonymen, wendete und drehte den Namen nach allen Seiten, aber umsonst. Erst Auersperg, in welchem ich auch kurze Zeit vorher den Anastasius Grün noch kaum ahnte, entdeckte mir zu meiner freudigen Ueberraschung, daß dieser »N. Lenau« niemand Anderer sei, als unser Meister Niklas, der seither jenseits des Oceans unter den Katarakten des Niagara sein deutsches Vaterland lieben gelernt und durch eine Sammlung echter Gedichte seinen Ruf begründet habe. Von nun an folgte ich seinem Fluge mit inniger Theilnahme, ohne jedoch Anlaß zu finden, ihn an seinen alten

Freund, den Pathen ſeines erſten Liedes zu erinnern. Im Winter des Jahres 1838, faſt eben in dem Augenblicke, welcher mich, in Folge eines unglücklichen Falles, den ich that, für ſechs lange Wochen an mein Schmerzenslager feſſelte, erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für ſein Prachtwerk: »Das maleriſche und romantiſche Deutſchland« die Section: »Tirol und Steiermark« zu übernehmen, mit dem Bemerken: daß Nikolaus Lenau einen Cyklus Romanzen zu Tirol liefern werde. Auf meine zuagende Antwort erwiderte mir Wigand unterm 10. April 1838: »Mit Herrn Niembſch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tirol in Stuttgart, wo ich ihn traf, geſprochen und er war es beſonders, der mich auf Sie, als den Kundigſten für die fragliche Abtheilung unſeres Werkes, aufmerkſam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, ſchreiben und ſich über das zu Gebende beſprechen.« Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor 10 Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen ſo glücklich war, nun als fertigen Poeten wieder herzlich die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Innere abſpiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte in Wien ihn verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erſt im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart zu, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Carl Mayer, einem wackeren Landſchafter, welcher vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Anſichten aus Tirol und Steiermark für den Stahlſtich zu zeichnen, vor ſeiner Abreiſe nach Innsbruck ſich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen ſetzen wollte und ſich auf Niembſch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu

erſcheinen. Ein Briefchen des Letzteren lag als Einſchluß bei, ein Briefchen, ſo innig, ſo ſeelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen:

»Lieber Freund!

Meiſter Niklas, wie Sie mich einſt gerne nannten, hat nicht vergeſſen, weder die Dornbacher Wieſe, noch den »Neuner«, wo er mit Ihnen vor ſo vielen Jahren ſo vergnügt zuſammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten, alten Klänge nicht verſchlingen; im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erſt dort wieder vernehmbar, ſo daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder einem raſſelnden Wagen die leiſeſte Rede hören, während ſie nichts davon vernehmen, wenn ſonſt Alles ſtill iſt. Ich habe Ihrer oft gedacht, und möchte wohl wieder einmal mit Ihnen ſein, bevor der eine oder der andere von uns fort muß. Sie haben in Ihrem Briefe, deſſen ſpäte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tiroler-Romanzen behufs einer Inſertion in Ihren Proſatext zu überſenden. Leider habe ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die iſt ſo ausgefallen, daß Sie dieſelbe Ihrer Proſa nicht würden einreihen können. Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, ſo werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leiſten. Ueberbringer dieſes Schreibens, Herr Mayer, iſt ein tüchtiger Künſtler und ſehr achtenswerther Mann; zwei Eigenſchaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben Recht, mein theurer Jugendfreund, daß unſere Lebenswege und ſomit auch

unſere Anſichten auseinander gelaufen ſind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohr ſchießen, ſoll für unſere wechſelſeitige Neigung nichts verloren ſein; kommt doch jeder von uns an ſeiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus ſeinem Rohr. Alſo herzlichen Handſchlag und ſchönſten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergeſſen haben.

Stuttgart, 6. Juli 1838. Niembſch.«

So ſehr dieſes Schreiben durch die Wärme ſeines Inhaltes mich erquickte, ſo leid that es mir, in der Hoffnung gemeinſchaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuſcht zu ſehen; die halbe Luſt an der Arbeit war mir dadurch genommen. L. Mayer, der den Brief überbringen ſollte, kam erſt im folgenden Jahre zu mir nach Cilli, wo er, während mehrwöchentlichen Zuſammenſeins mit mir und auf manchen genußvollen Ausflügen durch die herrliche noriſche Alpenwelt, das günſtige Urtheil unſeres Freundes Niembſch im vollen Maße rechtfertigte. Er ruht nun ſchon in heimiſcher Erde, und ein Aquarellbild meines lieben Cilli, das er mir von Stuttgart aus zum Andenken ſchickte, lächelt, während ich dies ſchreibe, als wehmüthigheitere Mahnung an frühere Tage, farbenfriſch und freundlich von der Wand auf mich herab. Seit meiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1840 ſah ich meinen lieben, indeß ſo berühmt gewordenen Meiſter Niklas nur einmal und zwar zufällig auf offener Straße. Mit ſeiner alten Herzlichkeit umarmte er mich, fragte er mich mit wenig Worten um viel, geſtand mir, daß ihm das falſche Gerücht von meinem plötzlichen Tode, das den Entenflug durch alle Zeitungen machte, aufrichtige Thränen gekoſtet habe, bat mich,

ihn als den Alten zu nehmen, als den ich ihn vor 11 Jahren verlassen hatte, und schied mit dem Bedauern, mich vielleicht längere Zeit nicht wieder zu sehen, da er eben im Begriffe sei, zu seinen lieben Schwaben nach Stuttgart zu reisen.

Und ich sah ihn seither nimmer wieder. Als er das letzte Mal aus der Heimat Hölderlin's zurückkehrte, kam er als dessen Unglücksbruder in einem Zustande, wo es ihm nicht gefrommt hätte, mich zu sehen, und mir nicht, das edle Bild, das mir von ihm unverlöschbar in der Seele lebt, in seinen Zügen nicht wieder zu erkennen. Ich habe dem Wahnsinne leider mehr als einmal ins stiere Auge geblickt und nie des Gedankens mich erwehren können, daß sein blödes Lächeln beim Wiedersehen eines alten Freundes nur der ohnmächtige Ausdruck desselben herzzerschneidenden Gefühles sei, das den Eingekerkerten durchzuckt, wenn er durch die Gitterstäbe seines Thurmes, fern jenseits des Festungsgrabens, ein theures Wesen wandeln sieht, das er nicht erreichen, ja nicht einmal errufen kann.« —

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß Lenau's letztes Gedicht: »Blick in den Strom« ebenfalls in Seidl's »Aurora« im Jahrgange 1856 abgedruckt erschien. Schurz leitete es mit folgenden Zeilen an J. G. Seidl ein:

»Von Lenau, dessen erste Blüthe Ihre »Aurora« in die Welt trug, bringe sie jetzt auch die allerletzte! Die seine Wiege war, sei auch sein Sarg! Das Gedicht schrieb der große Dichter nur sehr wenige Tage vor dem Ausbruche seiner traurigen Krankheit, nämlich am 25. September 1844, zu Stuttgart nieder auf seiner unvollendeten Brautfahrt von Wien nach Frankfurt. In Geist und Gemüth empfangen hatte er dasselbe am 15. September, wo er auf einem Dampfschiffe

Wien verlaſſen, um nach Linz zu fahren. Dieſer Tag gab gutes Wetter, und die Reiſegeſellſchaft hielt ſich den größeren Theil des Tages faſt ſämmtlich oben auf dem Verdecke, was unſerem Niembſch die Cajüte zu einer einſamen willkommenen Klauſe werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte er auch auf dem Verdecke zu, und nie war ihm eine Stromfahrt ſo ergreifend und bedeutend erſchienen, wie dieſe. Seine Blicke hafteten meiſtens auf dem reißenden Strome. »Wenn man,« äußerte er ſich ſpäter brieflich, »von was recht Liebem geſchieden iſt und um das Verlorne trauert, ſo iſt es gut, in einen Strom zu ſchauen, wo Alles wogt, rauſcht und ſchwindet, wie das Beſte des Lebens. Dieſe Wehmuth hätte ſich mir zur bitteren Qual geſteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeſchwommen, daß ich ja ſelbſt auch ſo verrauſchen würde und vergehen!« — Nehmen Sie es, Freund und mit Ihnen die geſammte deutſche Leſewelt wie ein heiliges Vermächtniß mit Andacht auf, dies Lied, denn, wiſſen Sie, es war Lenau — war, denn jetzt gedenkt er ja ſein nicht mehr — theuer, »weil es«, wie er ſelber ſich darüber ausſprach, »eine gar ſüß ſchmerzliche Träumerei hat!«

Luſtiges und Wahnſinniges.

Von ſeiner transatlantiſchen Reiſe ſprach Lenau meiſt in verſtimmtem Tone. Er litt viel durch rheumatiſches Uebelbefinden in Amerika und am Scorbut auf der Seereiſe. Dieſes letzteren Umſtandes ſei hier vorläufig auch als eines Momentes ſeiner endlichen Zerrüttung erwähnt. Amerika, als ein der Kunſt abgewendetes Land, das nur die Intereſſen des Kaufmannes und

den Lohn der derben Arbeit kennt, erſchien dem Dichter in keinem freundlichen Lichte. »Dieſe Vereinigten Staaten,« äußerte er draſtiſch und lachend, »ſollten eigentlich verſchweinte Staaten heißen. Da gibt es keinen muthigen Hund, kein feuriges Pferd, keinen leidenſchaftlichen Menſchen, nur wenn es Geſchäfte zu machen gilt.«

Mittheilſamer als über ſeine Jugend und oceaniſche Reiſe war Niembſch über ſeinen Aufenthalt in Schwaben. Mit Vorliebe zeichnete und beſchrieb er die ihm theuren Dichter und Freunde: den herrlichen Uhland, den phantaſiereichen Kerner, den gemüthvollen Schwab, die trefflichen Pfitzer, die treuen Reinbeck und Carl Mayer, die anmuthvolle Emma Niendorf. So lernten wir die uns in Oeſterreich theuren Geſtalten durch die plaſtiſch-trefflichen Schilderungen gewiſſermaßen auch perſönlich kennen und lieben. Ebenſo vermittelte er in Schwaben, ſchilderte die dichteriſchen Perſönlichkeiten der Oeſterreicher, erklärte die Zuſtände, in denen ſie lebten, und beide Theile konnten mit der ſchön gezimmerten Brücke zufrieden ſein, die der Dichter zwiſchen ihnen ſchlug und durch ſeine Geſänge näher brachte und verbündete. Eines Geſchenkes, das er den Schwaben brachte, rühmte er ſich ganz beſonders: der bis dahin faſt unbekannten Lieder Franz Schubert's. Sie ſind durch ihn jetzt heimiſch dort und geliebt, wie in Oeſterreich und wie überall, wo ſie bewegt und bewegend geſungen werden. »Wie Alexander,« ſagte Lenau einmal lächelnd, »klagte, daß er keinen Homer habe, ſo ſchmerzt es mich, daß Schubert und Beethoven vor dem Erſcheinen meiner Gedichte geſtorben ſind. Dem Beethoven hätte ich ein Oratorium »Judas« gedichtet.«

Trotz allen Ernſtes konnte Lenau ſehr heiterer Laune ſein.

Ein Herr Ferdinand Weigel, Beamter des k. k. Hofkriegsrathes, der durch eine Novelle »Paul Sorbait« und einige lyrische Gedichte bekannt worden war, las uns einmal ein Gedicht vor, in welchem einem armen, mit vielen Kindern gesegneten Mann ein Geist erscheint, von dem zu hoffen ist, daß er irgendwie hilfreich sein werde, aber, nachdem er zürnend gesprochen, sich wieder von dannen hebt und schauerlich erhaben endet:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

Lenau ließ, scheinbar entzückt über die kühne Phantasie, den Herrn das Gedicht wiederholen. Der geschmeichelte Mann declamirte mit allem Pathos das Gedicht noch einmal. Lenau schnitt ein tief aufhorchsames Gesicht und deutete durch Blick und Fingerbewegung jene Stellen, an die ihm als die bedeutsamsten erschienen, und forderte den Dichter, als derselbe großartig wieder geendet hatte:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

auf, das Gedicht zum drittenmale zu declamiren. Wir konnten kaum das Lachen unterdrücken, Lenau behielt die stoische Ruhe, und kopfschüttelnd murmelte er, wie noch nachgenießend, vor sich hin:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

»Als ich nach Württemberg kam,« erzählte er einmal, »fuhr ich nach Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile, da mir aber Niemand entgegenkam, öffnete ich die Thüre der

zweiten Stube, auch dieſe war leer, in die dritte endlich eingetreten, ſah ich ein wunderliches Bild: Auf dem Boden ausgeſtreckt lag lang und breit ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur Linken und Rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich merken, daß ſie lebten. Ich blieb betroffen ſtehen, die liegende Gruppe that ebenfalls nichts dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen, »Ah willkommen, lieber Niembſch! Wir probiren da eben, wie es ſein wird, wenn wir ſo nebeneinander im Grabe liegen werden.« Ein andermal theilte er mit: »Aus Amerika zurückgekehrt und nach Stuttgart gekommen, bemerkte ich, daß die Familie Schwab mich mit einer gewiſſen ſcheuen Zurückhaltung behandle; es erging mir an demſelben Tage noch bei mehreren Freunden ſo. Ich kehrte zu Schwab zurück, um mir Erklärung zu verſchaffen. Da erzählte er mir lachend: Kerner habe acht Tage vor meiner Ankunft nach Stuttgart einen ſehr betrübten Brief geſchrieben, wie mich ein beſonderes Unglück in den Urwäldern betroffen habe. Eine Aeffin hätte Neigung zu mir gefaßt, worüber ich ganz wahnſinnig entzückt geworden ſei, und die hat in ihrer liebebrünſtigen Zärtlichkeit dem armen Lenau die Naſe abgebiſſen. Denkt Euch das Unglück!« Als die Freunde mich mit meiner unverſehrten Naſe wieder ſahen, kam ihnen die humoriſtiſche Mittheilung zu ihrer großen Freude freilich unrichtig vor, aber ſie trauten anfangs doch nicht recht, ob es mit der äffiſchen Liebſchaft nicht doch vielleicht ſeine Richtigkeit habe.«

Aus Rückert's Munde erzählte er uns, wie dieſer einmal, ſehr nachläſſig gekleidet, mit am Knöchel umgeſtülptem Beinkleide, in der unbeſchuheten Hand einen derben Knittel, beim Miniſter W., der den Dichter und

trefflichen Charakter hoch ehrte, eingetreten ſei und ein Herr, der zur Rechten des Miniſters auf dem Sopha ſaß, ganz verlegen und ängſtlich wurde, bis der Miniſter die Herren einander vorſtellte: »Friedrich Rückert! Prinz von K., königliche Hoheit!« Das Geſpräch wurde bald ein eben ſo geiſtiges als herzliches. Als einmal Rückert's beide Söhne krank darniederlagen, wachte der kummervolle Vater Tage und Nächte an ihrem Krankenbette. Als ſie geneſen waren, erzählte ihm ſeine Umgebung, wie er mit den Kindern, der Mutter, dem Arzte, den Dienern Alles in Verſen und meiſt in gereimten Verſen geſprochen habe, ohne auch nur, wie Rückert, als man ihm dies erzählte, verſicherte, eine Ahnung davon zu haben. So verſunken war der ſorgengebeugte Vater in dem Schmerze um ſeine Kinder!

Er erzählte oft in heiterer Laune luſtige Geſchichten. Eigenthümlich war es, daß in ihnen oft der Wahnſinn eine Rolle ſpielte, oder doch das Barocke, das wie Wahnſinn auszuſehen pflegte. Der Gedanke, wahnſinnig zu werden, trat ihm oft nahe, im Leben wie in ſeinen Liedern.

Ein berühmter franzöſiſcher Irrenarzt legt in ſeinen reichen Erfahrungen auch die nieder, daß er bei Geiſteskranken, die mit vorragender Phantaſie begabt waren, es oft beſtätigt fand, daß ſie lange vor ihrer geiſtigen Zerrüttung mit dem Wahnſinne geſpielt haben; ſo daß ſpäter nur conſtant wurde, was früher als wunderlicher Humor flüchtig auftauchte.

Als Lenau eines Tages mit dem Arzte Dr. Görgen aus dem ſilbernen Kaffeehauſe nach dem Kahlengebirge bei Wien einen Ausflug unternahm, hielt dieſer vor ſeiner Irrenanſtalt in Döbling, wo Lenau ſpäter endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten. »Nein, nein!« ſagte Lenau lachend,

aber nicht ohne Aengſtlichkeit, »ich warte im Wagen. Da ſind die Narren drin! das iſt gefährlich, man könnte ſelbſt ein ſolcher Narr werden.«

Einmal äußerte er: »Ich glaube zuweilen einen Dämon in mir zu haben, dem ich nicht widerſtehen kann, der zum Unglück gravitirt. Kerner erzählte mir einmal, es habe ſich ein Mädchen, mit dem ich getanzt hätte, wahnſinnig in mich verliebt, und in ihrem wirklich ausgebrochenen Wahnſinn glaubte ſie die Königin von Ungarn zu ſein.«

Das Gedicht »Traumgewalten« hat eine prophetiſche Bedeutung. Wir ſehen:

»Die ſchlimmen Gäſte,
Sie waren da zum nächtlichen Feſte.
Ich ſchlief; mein Haus war preisgegeben,
Sie führten drin ein wüſtes Leben.
Nun ſind ſie fort, die wilden Naturen;
In dieſen Thränen ſind' ich die Spuren,
Wie ſie mir alles zuſammengerüttet
Und über den Tiſch den Wein verſchüttet.«

Eines Tages um jene Zeit ſtürzte die Magd, die den Dichter zu bedienen hatte, plötzlich ins Zimmer ſeiner Schweſter und ſchrie »Jeſus, Maria! der Herr von Niembſch iſt ein Narr geworden!« Als man erſchrocken zu ihm eilte, äußerte er lachend: »Ich habe die nur durch Geſichterſchneiden und Augenrollen erſchrecken wollen.« So erzählte er uns auch, wie er einmal im Eilwagen eine Dame, die ihm ſehr langweilig war, durch ſimulirten Irrſinn myſtificirte und ſich ihr Geſpräch fernhielt.

Der Billardtiſch im ſilbernen Kaffeehauſe war beſetzt, als Lenau kam, ein Umſtand, der ihn gewöhnlich verdrießlich ſtimmte. Er ſetzte ſich in eine Fenſterniſche, Tabak dampfend und Geſichter ſchneidend. Ich mußte lachen über den wunderlichen Ausdruck, und als er

mich um die Urſache fragte, ſagte ich ihm, daß er mich an einen Kopf des genialen, im Leben ſo barocken Bildhauers Meſſerſchmidt erinnere, der in einem halben Hundert von Köpfen die verſchiedenartigſten Leidenſchaften und Empfindungen ausgedrückt hat, z. B. einen Gähner, einen Nießer, einen Dummkopf, einen Erhängten, einen unfähigen Fagottiſten, einen Heuchler, ein zurückhaltendes Lachen u. ſ. w. Lenau kannte dieſe Büſten nicht und fragte lachend: »Kann man ſie ſehen?« — »»Der Beſitzer, ein Herr Jütner, zeigt ſie mit der freundlichſten Bereitwilligkeit.«« — »Ich gönne mir eben eine theuere Cigarre, denn ich bin mit den Verſen, die ich heute gearbeitet habe, zufrieden und belohne mich. Bis die« — auf die Cigarre deutend — »Aſche iſt, wandern wir hin, Ludovice!« Wir gingen und ſtanden bald vor den Büſten, welche eine koſtbare Zierde jeder Gallerie, wie der Meiſter ſelbſt, der ſich als einen Lacher vorſtellte, würdig wären, eine Niſche in König Ludwig's Walhalla auszufüllen. Lenau bewunderte lange die Büſten. »Die ſollte des Meſſerſchmidt Landsmann, mein verehrter Juſtinus Kerner, ſehen! In den Köpfen ſpielen Dämonen, nur wäre es ihm ſchwer, ſie aus ihnen herauszutreiben, das haftet Alles unſterblich an dem Erz und Marmor!« Vor einzelnen Köpfen blieb er lange ſtehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verſchloſſene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es ſehr humoriſtiſch-ironiſch fand, daß er ſtatt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Geſichtsverzerrung des erbosten, rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen anderen Köpfen gefiel, ſuchte er nachzuahmen, eben ſo den Schalksnarren und den Erzböſewicht. »Gehen wir,« ſagte er endlich, »das reizt mich, alle dieſe Geſichter nachzuſchneiden. Ein Dichter

ſollte keine Caricaturen anſchauen, geſchweige denn ſie nachzuahmen ſuchen. Es muß Etwas in dieſem Bildhauer geweſen ſein, was ihn leicht hätte zum Narren werden laſſen; glücklicher Weiſe lagerte es ſich als Kunſt in ihm ab.«

Fauſt und Geſpenſter-Geſchichten.

Im Winter des Jahres 1835 zog eine heitere Karawane aus dem ſilbernen Kaffeehauſe nach dem Bauernmarkte in die Wohnung des Dichters Max Löwenthal. Lenau hatte verſprochen, da ſeinen »Fauſt« vorzuleſen. Wir wußten, daß dem Dichter, trotz der großen Verehrung für Goethe's gleichnamige Dichtung, der Stoff »nicht bis in den Grund erſchöpft« zu ſein ſchien; namentlich, meinte er, ſei der gewaltigen Sage, wie ſie das Volk dichtete, nicht genug gethan. »Den Fauſt muß auch in der modernen Dichtung der Teufel holen!«

»Kein And'rer ſpricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm vom Herzen geht«

ſagt Lenau's Fauſt zum Miniſter. Die Art und Weiſe, wie Lenau las, war ganz eigenthümlich. Nicht weil er die ungariſchen Heiden und die braunen Geigenſpieler und Cymbalſchläger auf ihnen oft beſungen hat, auch ohne dieſen Umſtand hätte ſein Vorleſen an eine melancholiſche Zigeunermuſik erinnert. Das ging in wehmüthig weich klingenden Molltönen, bis zuweilen ein ſcharfer, greller Laut, einige wilde Accorde emportauchten aus der monotonen Fluth. Das edle Antlitz des Dichters war der belebteſte Commentar ſeiner

Dichtung, ſeines Vortrages. An der Stirne zog es in mannigfachen Bildungen, das Auge ſah zuweilen groß auf, um für längere Zeit ſich wieder unter die zuſammengezogenen Brauen zu verbergen. Alle Zuhörer, unter ihnen Grillparzer, Hammer-Purgſtall, Zedlitz, Schurz und Andere noch, waren begeiſtert, wenn wir uns auch geſtehen mußten, daß durch einen pantheiſtiſchen »Fauſt« der durch und durch chriſtlichen Idee der deutſchen Volksſage ebenfalls nicht genügt war, und daß Goethe im »Fauſt« den ewigen Menſchen ſelbſt, Lenau zwar ein höchſt bedeutendes, großartig ringendes Individuum, nur ſich ſelbſt hingeſtellt habe. Ein charakteriſtiſches Merkmal, das auch den Byronſchen »Manfred« von Goethe's »Fauſt« unterſcheidet und wieder auf die bereits angedeutete Verwandtſchaft Byron's mit Lenau zurückführt.

Als das Gedicht im Jahre 1836 gedruckt erſchien, waren die Freunde über den zur Zeit der Vorleſung noch nicht gedachten, wenigſtens noch nicht geſchriebenen Schlußmonolog Mephiſto's gar ſehr überraſcht. Die bis dahin pantheiſtiſche Weltanſchauung erhielt durch den Epilog plötzlich einen unerwarteten, chriſtlichen Abſchluß:

»Du warſt von der Verſöhnung nie ſo weit,
Als da du wollteſt mit der fieberheißen
Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zuſammen ſchweißen.
Da biſt du in die Arme mir geſprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umſchlungen.«

Der Briefwechſel zwiſchen Lenau und Dr. Martenſen, dem nachmaligen, vor einem Jahre erſt verſtorbenen Biſchof und Confeſſionär des Königs von Dänemark, mit dem Lenau während eines Winters in Wien viel verkehrte, dürfte erklärend ſein. Er hatte

ihn veranlaßt, ſich in theologiſch-chriſtliche Studien und in die Schriften der Myſtiker zu verſenken.

Die Richtung, die Lenau nun in ſeinen Studien nahm, die düſtere Weltbetrachtung, machten ſeine Freunde bange, und ſie fingen an, mit einer ſchweigenden Scheu, die ſich nur ſelten Worte erlaubte, ihn gewähren zu laſſen. Er ſelbſt wehrte ſich in geiſtreich derben Strophen gegen jeden ihm entgegengetretenen Widerſpruch; ſo entſtand eine ganze Reihe von Gedichten polemiſcher Natur, die unter dem Titel: »Literariſches« in dem Bande »Neuere Gedichte« (1838) aufgenommen ſind; deren eines gegen E. v. B. »An einen Tadler«, ein anderes gegen E. v. F. »Einem kritiſchen Nachtarbeiter« gerichtet war; beide hat der Dichter, der die gute Meinung der bezeichneten trefflichen Männer denn doch nicht verkannte, in ſpäteren Auflagen ſeiner Gedichte nicht aufgenommen, bis ſie in den vom Dichter ſelbſt nicht »Geſammelten Werken« wieder erſchienen ſind.

Eine Eigenthümlichkeit ſeines Weſens, wie ſie ſich mannigfach in ſeinen Schriften ausprägt, war es, das Dämoniſche zu lieben und in ſeinen Schauern zu ſchwelgen. Schubert's »Anſichten von der Schattenſeite der Natur«, deſſen »Geſchichte der Seele« neben den myſtiſchen Schriften der Gnoſtiker, der Kirchenväter wurden ſeine Lieblingslectüre und blieben, wie ſeine ungewöhnliche Tages- und Nachtordnung, von der wir ſpäter als auch einem Momente ſeiner phyſiſchen Zerrüttung ſprechen werden, nicht ohne wichtigſten ſchädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ ſich gerne Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten erzählen, vor Allem gefielen ihm die luſtigen, ſie konnten ihn in die heiterſte Stimmung verſetzen, zur Bearbeitung jedoch wählte er nur jene, die, tiefen Ernſtes voll, ein ſchauerlich Erhabenes an ſich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835. Wir begrüßten im ſilbernen Kaffeehauſe zwei ſchwediſche Dichter, die, auf der Reiſe nach Italien, Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein epiſches Gedicht: »Guſtav Adolph« den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Ariſtophanes ins Schwediſche überſetzt. Der Letztere ſprach fertig deutſch und bekundete dies auch durch ein kleines Gedicht »An Wien«, das in Kaltenbaeck's »Archiv für Geſchichte und Literatur« abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns ſchauerliche Geſchichten aus dem Norden zu erzählen. Der Schwede, heimlich ernſt einleitend, ſagte: »Gehen wir fort von hier, es ſind zu viele Menſchen. Es muß Wein in den Gläſern, und die Stube darf nur matt erhellt ſein, da will ich Euch ſchauerliche Geſchichten erzählen.« Wir gingen in eine Weinſtube. Der Froſt fing draußen an, die Scheiben dick zu verſilbern, und in einer ganz eigenthümlichen Darſtellungsweiſe erzählte er uns das Märchen, wie in ſeiner Heimat die Alfen, neckiſche, kleine Geſtalten, heimlich leiſe im Winterſturme des Nordens an die Wohnungen der Menſchen kommen und zum Troſte für die, welche um den Frühling bangen, Blumen an die Fenſter zaubern, die aber nur weiß und kalt ſind. Wenn aber die Schläfer des Morgens halbwach auf ihren Lagern noch träumen und das Morgenroth an die Fenſter ſcheint, ſo meinten ſie, rothe Roſen, Tulpen und Nelken zu ſehen, und ſie glaubten daran, daß es wieder werde Frühling werden.

In Lenau's Gedichten ſind »Der traurige Mönch« und »Anna« nach Erzählungen Hagberg's an dieſem Abende. Den Stoff des letzteren Gedichtes habe ich ebenfalls, und zwar vor Lenau, bearbeitet und unter dem Titel, den Hagberg mittheilte: »Die Kinderloſe«

in der »Wiener Zeitſchrift« drucken laſſen und ſpäter in meinen »Geſammelten poetiſchen Schriften« aufgenommen.

»Ich ſprach,« erzählte uns Lenau, »einmal über Geiſtergeſchichten in einer Geſellſchaft. Dabei rollten meine Augen ſo wild dämoniſch, und zuhörende Mädchen fing es ſo zu gruſeln an, daß ſie aus Furcht weinten.« Und fortfahrend erzählte er, wie er einmal ſchlafend ſeinen Namen rufen hörte. Er fuhr auf, ſah aber nichts. Nebenan in der Stube ſchlief ein Student, der gleichzeitig an ſeiner Thüre klopfen hörte, darüber erwachte und auch nichts ſah; ihm war aber, als ob er auch habe Niembſch ſchreien hören. »Ich habe lange geglaubt,« ſchloß er ſeine Mittheilung, »es müſſe wer von meinen Bekannten geſtorben ſein.«

Lenau äußerte bei dieſer Gelegenheit, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erſcheine, wenn er Mythen und Legenden erfindet, die ſo tiefſinnig oder naiv oder gewaltig ſind, als hätte ſie ein Volk — dieſer größte aller Poeten — erfunden. Er winkte lächelnd und declamirte aus ſeinem »Fauſt« beiſpielsweiſe die Verſe:

»Wie jener Hirt in Waldeseinſamkeit
Um's Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ew'ge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis um's feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend naht: die Langeweile.«

Geigenſpiel und Muſik.

Die Lebensweiſe Lenau's in Wien war eine ſehr einfache, aber wenig geeignet, ſeiner Geſundheit zuzuſagen. Man fand ihn nur durch kurze Zeit in einem großen, luftigen Zimmer, im Caſino auf dem Mehlmarkte, und vier Treppen hoch einmal im Hauſe des ſilbernen Kaffeehauſes wohnend. Meiſt waren es düſtere, kleine Stuben, mit der Ausſicht in einen engen, dunklen Hofraum, bequem, aber eben nicht heiter eingerichtet, die er bezog. Eine ſolche Wohnung war die bei ſeinem Freunde Löwenthal in der Kärntnerſtraße. Auf der Commode ſtand »der ausgebälgte Geier«.

»Du todter Geier ſiehſt noch immer wild und edel,
Und neben dich geſtellt hab' ich den bleichen Schädel.
Ich laſſe dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hätteſt du geſpeiſt das Fleiſch von ſeinen Wangen.
Es mag an deinem Blick ſich gern das Aug' entzünden.«

Dem Leſer Lenau'ſcher Gedichte, vorzüglich aber der »Albigenſer«, iſt das Bild des Geiers ein wohlbekanntes, welches des Dichters Phantaſie in ſtets wechſelnder Geſtalt braucht. In dieſer Stube ſtand auch eine Büſte, die der Dichter apoſtrophirte:

»Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einſam düſtres Zimmer;
Ha, ich fand des Mannes Büſte,
Den ich höchſt als Meiſter ehre
Nebſt dem ſchroffen Urgebirge
Und dem grenzenloſen Meere.
Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane
Und das große Herz Beethoven's
Laut im heiligen Orkane.«

Auf einem Tiſche lag eine treffliche Geige, einige alte und neue Bücher, auf dem Schreibtiſche einzelne

zerſtreute Blätter. Hier las er mir den kühnen Eingang ſeiner »Albigenſer« vor:

»O, wäre ſolch' ein Tiger mein Genoſſe,
Mit Geiſterkrallen, unſichtbarem Rachen,
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestroſſe!
Wenn mein einſames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergeſſe,
Wenn mir an ſeiner hellen Feuereſſe
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert!«

Der Dichter machte an jenem düſteren Wintermorgen auf mich den Eindruck eines mittelalterlichen, ascetiſchen Mönches in einſam dunkler Zelle, dem die Lohe heiliger Gluth in Blick und Wangen emporſteigt, und den der Zorn über die Verderbniß der Welt ſo tief ergriffen hat, daß ihm unbewußt prophetiſche Worte von den Lippen tönen!

Er hatte die letzten Verſe:

»Ich wünſchte mir den Tiger zum Genoſſen,
Schon iſt in meinem Geiſt ſein Hauch zu ſpüren
Und durch mein Herz ſein wildes Blut ergoſſen!«

geleſen, legte raſch das Blatt auf den Tiſch und, nach der Violine langend, äußerte er: »Das Letzte und das Tiefſte läßt ſich doch nicht mit Worten ſagen, der Geiſt muß wie ein Schiff vom dürren, ſteinigen Gedankenſtrande ſich fortſchnellen und dem unbeſtimmt fluthenden Oceane der Gefühle — der Muſik überlaſſen. In der Muſik, wenn ſich's überſetzen und erklären ließe, liegt das Geheimniß.« Nun ſpielte er. Es war ein wildes Aufjauchzen, dann ein ſterbendes Verzittern, es weinte und lachte aus den Saiten. Es klang wie die Fidel, die Lenau's Mephiſtopheles in der Dorfſchenke ſtreicht. Es war kein beſtimmtes Muſikſtück, ein kühnes Improviſiren, ein

wildſchönes, todinniges, zum Sterben wehmüthiges Lenau'ſches Gedicht. Lenau hatte geendet, ich ſaß noch, vom Eindrucke getroffen, ſchweigend, da trat er, plötzlich in Heiterkeit übergehend, zu mir hin: »Nu, nu, ich hab' Dich ja ganz melancholiſch geleſen und gegeigt!« Er fing nun an, ein luſtiges Liedel zu pfeifen — er konnte dies ganz vortrefflich. — und dabei, indem er abwechſelnd mit Ferſe und Zehen den Tact dazu ſtampfte, eine Art tanzende Bewegung anzunehmen. Er legte hierauf die Violine ſorgfältig in einen Kaſten und deckte ſie zärtlich, wie eine Mutter ihr Kind, mit einem Tuche zu. »So ein Inſtrument will zart und aufmerkſam behandelt ſein! Wie lange braucht es, bis der Geiſt der Harmonie ſich in dem Holze zurechtgefunden hat! Wie auf einer mit Puder bedeckten Glastafel durch fortgeſetzte Striche an derſelben mit einem Geigenbogen ſich die bekannten Klangfiguren bilden, ſo erzeugt oder vielmehr zeugt der Bogenſtrich über die Saiten den Ton ins Holz hinein. Der wohnt nun drin und fängt zu ſingen an, wenn der echte Meiſter mit der Zauberhand kommt. Hundert Jahre aber vor ihm muß der Baum gefällt ſein, aus deſſen Brettern ſeine Violine gezimmert iſt. Das klingt dann wie aus dürren Aeſten die luſtigſten Vögel. Die vortrefflichſte Geige aber, wenn ihr erſter Spieler ein Pfuſcher iſt, verdirbt, denn er bringt falſche Schütterungen des Holzes hervor, und die Atome ſchwingen ſich in kein harmoniſches Verhältniß.« Lachend ſprach er weiter: »Ich weiß es freilich nicht, wie es kam, daß unſer Walzergeiger Lanner, als er noch nicht berühmt war und keine gute Violine beſaß, Bier in ſie hineingoß und ausſchwenkte, um ſie beſſer klingen zu machen. Vielleicht hielt er ſie für eine Muſikantenkehle. Ha, ha, ha!«

Da ſich kaum mehr Gelegenheit bieten wird, von der muſikaliſchen Richtung Lenau's zu ſprechen, ſo mögen einige Aeußerungen von ihm, wie wohl bei anderen Anläſſen gethan, hier ihren Platz finden:

Wir hörten bei Compoſiteur Joſef Deſſauer, von dem Lenau äußerte: »Man muß dieſen gefühlvollen Liederdichter kennen lernen,« einen früh hingeſchiedenen geiſtigen Knaben Filtſch trefflich Clavier ſpielen. Das Spiel verſetzte Lenau in langes Nachdenken, endlich äußerte er: »Erſcheinungen wie die Jugendfriſche dieſes Knaben laſſen wirklich zu keinem rechten Gedanken über die Kunſt kommen. Verſteht er, was er ſpielt, oder geben wir einer gewiſſen Vollendung der Ausführung nicht etwa zu leicht den Titel einer bevorzugten Künſtlernatur? Eines aber kann den Dichter tröſten, ſeine körperloſe Kunſt hat doch bei Weitem weniger Täuſchendes und Einnehmendes in ſich. In ihr erkennt doch leicht jeder die Fertigkeit der Form und die Tiefe der Gedanken als geſchiedene Größen. Und es war noch kein großer Dichter ein ſolcher als Kind.«

Ein andermal ſagte er: »Gehen wir zu Deſſauer, um einen geſetzten Heine von Hoven (Johann Freiherr Vesque von Püttlingen) zu hören. Für mich unterliegt es nun gar keinem Zweifel, daß Hoven nächſtens: »Es blaſen die blauen Hußaren« oder »Der König Wismawitra« componiren wird. Ich meinte bisher ſtets, zu einem Liede gehöre der gleichmäßige Verlauf einer Empfindung und höre da, wie »das Pfarrhaus« und die Geſchichte von dem »vermutheten« Mehl und Eiereinkauf mit Beifall aufgenommen ſind. Sogar »die Lappländer« ſollen von ihm geſetzt ſein. Mich wundert nichts mehr von dieſem Manne.«

Einmal lud uns Josef Fischhof, ein classisch gebildeter beliebter Clavierlehrer zu sich ein, um Franz Liszt, der seit seinen Kindertagen nicht in Wien gewesen war, zu hören. Liszt spielte, ohne eben Enthusiasmus bei den zahlreich als Gästen anwesenden Musikern zu erregen. Lenau äußerte zu einigen ihn umgebenden Freunden: »Ich kann diese Spielleute, die sich die Haare lang wachsen und den Kopf von ihnen wie von Mähnen umflattern lassen, nicht gut leiden. Da beuten sie durch ihren geisttödtenden Fleiß zu ihrem eigenen pecuniären Bedarf die schöpferischen Meister aus, die meist gedarbt haben. Sie sind wie die Komödianten, die sich ebenfalls höher dünken als die Dichter. Das Clavier ist mir mit seinen vorbereiteten hölzernen Tönen überhaupt verdächtig. Wie anders ist es bei der Violine, wo fort und fort die Seele mittelst der Finger den Ton erzeugen muß. Darmsaiten und Nerven, das ist der Unterschied!«

Neben classischer Musik spielte Lenau gern ungarische und steirische Volksweisen. Von den Letzteren sagte er: »Man hört aus ihnen die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraustönen. Es liegt ein himmlisches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien!« Er erzählte einmal, wie er oft stundenlang in Weinsberg, wo Justinus Kerner auf dem alten Thurme, in welchem Lenau seinen Faust dichtete, eine Aeolsharfe spannte, die Saiten gestimmt habe. »Mir war dann, wenn ich sie melancholisch tönen hörte, als vernehme ich Stimmen einer anderen Welt, wie eine Bürgschaft fürs Jenseits.«

Ueber Beethoven, von dem er häufig sprach, äußerte er sich einmal: »Dieser Göttliche durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz. Er wirkt auf mich, wie kein Geist auf Erden. Ich nehme selbst

Shakeſpeare nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen.«

In zweifacher Bedeutung charakteriſtiſch für Lenau iſt folgendes Erlebniß, das mir Herr Adolf Ritter von Herz, ein intimer Freund Lenau's und Grün's, mittheilte. Er kam eines Abends ins ſilberne Kaffeehaus, wo er den Dichter allein, rauchend und, wie es ſchien, in Gedanken verſunken fand. »Warum ſo traurig, Niembſch? Fahre mit mir nach Güns, wo ich Geſchäfte habe. Das wird Dich aufheitern.« Raſch erwiderte dieſer: »Wann reiſeſt Du?« Auf die Antwort: »In zwei Stunden,« ſtand er friſch auf: »Gut, ich reiſe mit.« In Güns angelangt, nahm Herz den Freund zu ſeinem Geſchäftsfreunde mit, dem Sohne eines gelehrten ehrwürdigen Rabbiners, deſſen Urenkel jetzt als Freiherren in Wien anſäßig ſind. Mit dieſem ließ er ſich, während Herz das Geſchäftliche beſprach, ſofort in ein theoſophiſches Geſpräch ein. Bald kämpften ſie muthig mit einander über den Vorzug der chriſtlichen und jüdiſchen Religion, was, wie immer, damit endete, daß Keiner den Andern überzeugte, aber Lenau ſpäter zu der Aeußerung veranlaßte: »Ein merkwürdiger Greis! Ich glaube, der Koloß von Rhodus wäre leichter umzuſtürzen geweſen, als der von ſeinem Talmudpiedeſtale. Er hat mich durchaus nicht überzeugt, aber es erweckte dieſer Weiſe Ehrfurcht in mir.«

Von da verfügte ſich Lenau in den Gaſthof, um ſeinen Freund, der noch Geſchäftliches abzuthun hatte, zu erwarten. In der zu ebener Erde gelegenen Schenke ſpielten, inmitten zahlreicher, zechender Bauern, Zigeuner auf. Lenau ſetzte ſich dieſen gegenüber, ließ ſich Wein vorſetzen und wies den Wirth an, auch den Muſikanten einzuſchänken, damit ſie ihm aufgeigen. Als ſie dem Wunſche Folge leiſteten und geendet hatten,

rief Niembſch »Eljen!«, was die Anweſenden, auf den Fremden aufmerkſam geworden, den ſie für einen »Schwaben« (Deutſchen) halten mochten, ſchreiend wiederholten. Die Luſt wurde immer brauſender und ſteigerte ſich zum heftigſten Lärm, als unſer Dichter aufſtand und den primgeigenden Zigeuner in ungariſcher Sprache anging, ihm die Violine zu leihen, er wolle den Rakoczymarſch mit ihnen geigen. »Eljen, Eljen!« ſchrieen die nun erſtaunten Bauern und rückten drängend um die Zigeunergruppe herum. Lenau fing zu geigen an. Schon bei den erſten kühnen Strichen wurde es plötzlich ſtill in der Wirthsſtube, eine faſt andächtige, lauſchende Stimmung ergriff die Zuhörer und brach zuletzt in lauten Jubel aus. Einer der Bauern drängte ſich an Lenau heran: »Mußt Sohn aines Zigeuner ſain!« rief er ihm zu und umarmte den kühnen Geigenſpieler, und weinſelig wie er war, küßte er ihn ab. Einige der Bauern hoben den Geiger auf ihre Arme und trugen ihn unter fortgeſetzten begeiſterten Eljenrufen in der Schänkſtube herum.

In dieſem Momente trat Herr von Herz ein und blieb verblüfft von der Scene und der phantaſtiſch komiſchen Situation ſeines Freundes, an der Thüre ſtehen, bis ihm dieſer, von den Schultern der begeiſterten Bauern niedergleitend, lachend den Hergang erzählte.

Wer denkt nicht an die Scene »Der Tanz in der Dorfſchänke« im »Fauſt«, wo Mephiſtopheles ebenfalls in einer Dorfſchänke eine Geige ergreift und die Hochzeitsgäſte in unbegreifliche Luſtigkeit und in Sinnenrauſch hineingeigt. Das eben geſchilderte Erlebniß ſteht jedenfalls in poetiſchem Widerglanze vor dem Leſer der tiefſinnigen Fauſtdichtung. — —

Meiſt konnte man Lenau noch gegen Mittag im Bette finden, vor dem giftſtarker Kaffee dampfte, wäh-

rend ihn die ſtärkſten Cigarren in eine »duftige Narkoſe« verſetzten. Er brachte die Nächte leſend und ſchreibend zu. »Mein Organismus braucht viel Schlaf, die geiſtige Arbeit macht ihn ſehr müde,« äußerte er, als ich ihn Mittags einmal noch im Bette fand. Er liebte kräftige, ſchmackhafte Koſt und ſtarken Wein, ging faſt nie in Geſellſchaft; er nannte »die Geſelligkeit ein Laſter für den Poeten«. Auch ging er ſelten ſpazieren, und ſo mußten langſam, aber um ſo ſicherer die Elemente zur Entwicklung kommen, die eine noch ſtärkere Natur unterwühlt hätten.

Gebirgstouren.

Seine Lebensweiſe fand nur dann eine Unterbrechung, wenn er, der ihm innewohnenden Zugvogelnatur folgend, bald in die oberöſterreichiſchen und ſteiriſchen Gebirge wanderte, bald ſeine faſt jährlich gewohnte Reiſe nach Schwaben unternahm. Wer ſich in Lenau's Gedichte vertieft hat, kann wie in einem tiefen Seeſpiegel die ſchauerliche Erhabenheit der urweltlichen Gebirge, die geierumkreiſten Gletſcher, die finſteren Wälder unſeres Vaterlandes ſehen. Den öſterreichiſch-ſteiriſchen Alpen, die er auch ſcherzweiſe ſeine »Schulmeiſter« nannte, iſt Lenau, wie dem Oceane, ſeine erhabenſten, aber auch ſeine tief-melancholiſcheſten Anſchauungen ſchuldig geworden. Von ſolchen Ausflügen und Reiſen kam er jedesmal kräftiger ausſehend, munterer zurück. Als ich ihn nach einem ſolchen zu einer Gemſenjagd wieder im ſilbernen Kaffeehauſe mit der Frage willkommen hieß: »Nun, wie iſt's gegangen, Niembſch?« antwortete er improviſirend:

»O Einſamkeit! wie trink' ich gerne
Aus deiner friſchen Waldciſterne.«

Von einer Gebirgsreiſe zurückgekehrt, äußerte er: »Meine Wallfahrt galt der Einſamkeit, dieſer wahren Muttergottes der Menſchen.«

In einem mir von ſeinem Schwager Schurz mitgetheilten Briefe aus Gmunden im Salzkammergute, datirt 3. Juli 1831, ſchildert er einmal ſelbſt einen ſolchen Ausflug in die Hochgebirge:

»Vorgeſtern habe ich den Traunſtein beſtiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Waſſer ungefähr fünf Viertelſtunden nach der Lanauerſtiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und ſeine Schweſter Nani, er ein rüſtiger Gemſenjäger, ſie eine hübſche blauäugige Dirne. Wir ſtiegen aus und die ſteilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hatte mich eine Art Freudenrauſch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit ſolcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben ſagte: »Das iſt recht! ſo halt! weil Sie da herauf ſo gut kommen ſind, werden Sie auf den Traunſtein wie ein Hund hinauflaufen.« Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Ausſicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Rieſenkette von Bergen in der Ferne und endloſe Flächen. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeiſtert. Wenn mir mein Führer ſagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, ſo lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zuſammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtiſche unbegreiflich vorkommt. Meine Zuverſicht ſtieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußerſten Rand eines ſenkrechten Abgrundes, daß die Nani aufſchrie, mein Jäger aber frohlockte: »Das iſt Kuraſchi, da iſt noch keiner von den Stadtherren außitreten!« Der

gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder! die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche; Bruder! das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunstein, laß Dich führen. und Dir jene Stelle zeigen, da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben.«

Ein ernsterer Ausflug anderer Art war es später, den Lenau mit dem Dichter Alexander v. Württemberg unternahm, um Zeuge eines Zweikampfes zu sein, über dessen Ursache, die verletzte Ehre einer Frau, er beharrlich schwieg. — —

Savonarola.

Indem ich früher von den »Albigensern« sprach, habe ich eigentlich meinen Erinnerungen vorgegriffen und kehre zu jener Zeit zurück, wo Lenau mit den Vorstudien zu »Savonarola« beschäftigt, die Freunde zu Herrn Adolf v. Herz einlud, um des dänischen

Theologen Dr. Martenſen Abhandlung über den »Fauſt« zu hören. Lenau war mit unſerer kühlen Aufnahme dieſer Schrift wenig zufrieden, wir ſahen in ihr eine Beſtärkung der myſtiſchen Richtung, die der Dichter nun einſchlug. Es muß hier um ſo mehr von der Aufnahme des »Savonarola« in Wien geſprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oeſterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten ſich der Wendung im Gemüthe des Dichters; er hatte ſich vom Pantheismus abgewendet, nun ſogar gegen ihn gepredigt; wobei es ihm freilich unwillkürlich paſſirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darſtellen wollte, er es faſt ſieghaft erſcheinen machte. Andere jedoch erſchraken gar ſehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behauſungen des Prieſterthums warf. Beide Parteien aber bäumten ſich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geiſt auf den Thron des Königthums ſchleuderte und gegen die elementariſch gewaltige Rede für die Republik. Während ſo Denjenigen, die an des Dichters Chriſtenthum ſich erbauten, die Freude getrübt wurde, ſöhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leſer ſich mit ihm wieder aus, der den romantiſch kühnen Dichter des »Fauſt«, des »Raubſchütz«, wieder zu erkennen glaubte, der gleichſam Buße that für die Unklarheit von Verſen wie folgende im »Savonarola«:

»Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Sie ward Maria — und empfing.«

Diejenigen aber, die von rein künſtleriſchem Standpunkte das Werk betrachteten, konnten ſich mit der Verachtung des ewig klaren, heiteren Hellenismus nicht befreunden, während ſie in den loſe zuſammenhängenden

Romanzen durch keine Kunſt der Compoſition entſchädigt wurden. Wie große Schönheiten in einzelnen Theilen, in einzelnen Anſchauungen das Buch auch enthielt, doch blieb es hinter den Erwartungen zurück, die man vom Dichter des »Fauſt« hegte. Eine Schrift über »Savonarola« von Uffo Horn war wenig geeignet, die allgemeine Anſicht umzuſtimmen; ſie erzeugte vielmehr Mißbilligung, wie ſie ſich auch in einem Briefe von Caroline Pichler — von deren Beziehung zu Lenau ich ſpäter ſprechen werde — mit folgenden Worten ausdrückt:

»Es liegt meinem Gefühl nach eine unendliche Anmaßung darin, wenn ſo ein junger Menſch, der kaum noch ein paar Schritte auf der Bahn des öffentlichen Ruhmes gemacht hat, ſich zum Defenſor und gleichſam Protector eines Mannes aufwirft, der längſt ſchon einen entſchiedenen, glanzvollen Platz auf jener Bahn eingenommen hat.« —

Im Jahre 1837 kehrte ich von Italien zurück. Mich intereſſirte beſonders durch Lenau's »Savonarola« das Kloſter St. Marco in Florenz. In der Zelle, in welcher der in Flammen aufgegangene Dominikaner, der kühne Vorgänger des Huß, des Hieronymus »und ſo weiter« lebte, hängt ſchwarz eingerahmt ſein Porträt. Ein junger, todtblaſſer, ascetiſch ausſehender Dominikanernovize ſaß davor, um es zu copiren. Ich benützte den Zufall und fragte den jungen Geiſtlichen, ob gegen eine fromme Gabe für das Kloſter von ihm eine Copie für den deutſchen Dichter, der ſoeben die Martyrologie des Savonarola gedichtet, zu erhalten wäre? Er verſprach die Copie. Ich weiß nicht, was ihn ſein Wort zu löſen gehindert haben mag. Als ich zurückgekehrt, Lenau davon erzählte, beklagte er dies ſehr. Wir ſprachen darüber, da fragte er: »Was

für ein Geſicht hat denn der Mann gehabt?« — »»Ein ſehr häßliches, abſtoßendes faſt.««— »Gut, daß ich das nicht gewußt habe, es hätte mich geſtört. Alſo ein garſtiger Kerl, der Savonarola?« ſchloß er mit lautem Lachen.

Wie der Dichter Chriſt wurde.

Ich wagte bei dieſem Geſpräche über »Savonarola« eine Frage, die mir ſeit Langem eine geiſtige Angelegenheit war. Ich that es zu guter Stunde, denn Lenau war in mittheilſamer Stimmung. Ich fragte ihn, wie er, der vorzugsweiſe lyriſche Dichter, dem ich nicht, wie dem dramatiſchen, objective Geſtalten gelten laſſen dürfe, von der in alle Welt ausgegoſſenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden ſei? Er ſchwieg eine gute Weile, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, an der Stirne trat die bekannte Falte, wie ein Gedankenſtrich hervor, ſeine Augen ſtarrten zur Erde, als ob er geheimnißvolle Zeichen entziffern wollte, und heftig Tabakwolken um ſich verbreitend, ſprach er endlich: »Ich ritt einmal über eine Heide, ſie war ſchneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die ſchwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben ſo allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles ſtarr machenden Winteroceane. Endlich mußte er doch ſiegen. Ich fühlte mich ſehr einſam in der weiten Welt, und tief traurig. So war ich, mich meinem Pferde überlaſſend, in einen Wald gekommen; jenſeits desſelben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich ſpielte ein Licht-

ſchimmer über die ſchneebedeckten Tannenzweige, und bald ſah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenſter leuchtete es hell heraus, mich lockte ein ſeltſamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einſamen Jägerhauſe zu belauſchen. Ich ſtieg vom Pferde, band es an einen Baum und ſchritt leiſe, um die Bewohner nicht zu ſtören, zum Fenſter. Drin brannte ein luſtiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erſchrocken, ließen ſich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben herabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die ſie ſprachen, aber ich konnte ſehen, daß Kinder und Eltern warm und ſelig bewegt waren, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, beſtieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwiſchen dem Leben des Menſchen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare ſei, und daß die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit ſie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einſamen Jägerhauſe war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einſam; eine heitere, ſelige Stimmung goß ſich, wie die Wellen eines warmen Bades, um meine erſtarrte Seele, und — ſo bin ich Chriſt geworden!«

Die Polizei. — Ungarn.

Den Freunden des Dichters erſchien damals wichtig und vielleicht für ſeine Gemüthsſtimmung einzig rettend irgend eine praktiſche Thätigkeit, die ihn ge-

zwungen hätte, der regelmäßig wiederkehrenden Forderung jeden Tages zu genügen. Es hätte ihn wohlthätig abgelenkt von dem steten in sich Versenken, von der ewig träumerischen Arbeit seines Geistes. Er äußerte einmal: »Beethoven sei darum so gewaltig geworden, weil er nur der einen Gedanken- und Gefühlsrichtung huldigte und immer nur dem Großen sein Auge zuwendete, wobei ihm sogar seine Taubheit glücklich zu statten kam, indem sie ihn vom Leben völlig abschnitt.«

Wir betrachteten es als eine glückliche Aussicht, da es sich darum handelte, daß Niembsch die Professur der Aesthetik an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien übernehmen sollte. Der Plan scheiterte: Lenau, selbstbewußt, war nicht zu bewegen, um die Stelle schriftlich zu bitten, und damals hatte man es nicht in der Uebung, ausgezeichnete Männer als Lehrer zu berufen. Was galten Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen. Hr. Nikolaus Niembsch von Strehlenau wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert, und gefragt, ob er identisch sei mit Nikolaus Lenau? Als er dies bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimat, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte, vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dies zu Protokoll zu nehmen und Lenau widerfuhr keinerlei Anfechtung weiter.

Die Geister in Ungarn regten sich, die Landtage wurden belebter und postulirender. Als ich einmal

bemerkte: »Wie wäre es, Niembſch, wenn Du Dich in den Landtag wählen ließeſt? Es wäre ſchön, wenn Du neben den Männern Ungarns, z. B. neben Szecheny* ſtündeſt. Es wäre ein edler Wirkungskreis, in welchem Du Deine ſchwarzen Todesgedanken los würdeſt! Deinen Schnurrbart müßteſt Du freilich mit Speck ſpitzig zuwichſen!« Niembſch lachte herzlich über den Einfall, erwiderte aber nach einer Pauſe ganz ernſthaft: »Dazu tauge ich nicht: erſtens bin ich der ungariſchen Sprache nicht ſo mächtig, um Reden halten zu können, zweitens verſtehe ich wenig vom ungariſchen Rechte, und vor erſtens und zweitens: ich paſſe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten; ich rühme mich nicht deſſen als eines Vorzuges, vielmehr möchte ich ſo urwüchſig, ſo feurig und ſo naiv, ſo hußarentapfer und gutherzig ſein, wie ſie. Ich bin aber ein deutſcher Dichter.«

Ich ſchalte hier eine kurze Bemerkung über Politik, die er nur ſelten berührte, ein, weil ſie als eine prophetiſche ſich genau bewährte: »Es ſcheint, daß ſich über Oeſterreich ein Verhängniß erfüllt und zwar dadurch, daß, wenn die Alten: Metternich, Sedlnitzky u. ſ. w. ſterben, kein Jüngerer ſich finden wird, der ihre Grundſätze fortführen möchte, ſo daß das öffentliche Leben in Oeſterreich in zehn Jahren eine ganz andere Phyſiognomie haben wird.«

In dem Gedichte: »An mein Vaterland!« mahnt der Dichter durch keine Anſpielung an Ungarn, wenn auch die Grüße an Alpen und Eichen eben auch nicht auf's Beſtimmteſte das deutſche Land meinen. Seinem Heimatlande, was denn doch unbeſtritten Ungarn iſt,

---

* Im Jahre 1848 wurde Szecheny in der Irrenanſtalt zu Döbling Lenau's Genoſſe.

da er daſelbſt geboren wurde und bis zum 18. Lebensjahre verweilte, verdankte der aus ſlaviſch-ſchleſiſchem, urſprünglich Niemč ſich nennenden Stamme entſproſſene Dichter viele innige, ſeine eigenthümlichſten Anſchauungen. Die meilenweite Pußta, auf ihr der Hirt mit den wilden Pferden, die Räuberſchänke, aus welcher das todesmuthige Lied Rakoczy's, des Rebellen, klingt, die Zigeuner, der träumeriſche Fiſcher an der Theiß, die vorüberſtürmenden Hußaren, die Werbung bei wilden Geigen, und Sporenklirren, der feurige ſüße Wein von Tokai ſind Geſtalten, Bilder, Klänge, Erinnerungen aus Ungarn. Der faſt mythiſche Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau, die Beide donauaufwärts nach den deutſchen Landen fuhren und in Sängerkämpfen ſich Lorbeeren erwarben, ſind die wunderbarſten Dichtergeſtalten der Magyaren, wenn auch Beide nicht in der Sprache der Magyaren geſchrieben haben. Lenau ſelbſt nannte ſich einen ſtreng öſterreichiſchen Dichter.

Als Peſt im Jahre 1838 durch eine Ueberſchwemmung ungeheuer gelitten hatte und Friedr. Witthauer ein Album, zu dem die edelſten dichteriſchen Kräfte Oeſterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau daſſelbe mit einem herrlichen Prologe und theilte mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte für ſeine unglücklichen Landsleute in demſelben mit: »Der gute Geſell« — »Die drei Zigeuner« u. ſ. w. Der Prolog ſollte von der Cenſur eine kleine Abänderung erleiden, die ſich der Dichter nicht gefallen laſſen wollte. Er ging zum Cenſurbeamten und gerieth da, wie er oft und ſelbſt bei unbegreiflich kleinen Anläſſen es konnte, in einen Berſerkerzorn. Guſtav Schwab nannte dies in einem Geſpräche, das ich in Stuttgart mit ihm über den unglücklichen Freund führte, die wilde Hußaren-

laune in ihm. Der Beamte ſuchte zu beſchwichtigen, bat höflichſt um Mäßigung. In ſolcher Weiſe hatte vielleicht kein öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky geſprochen, und die beanſtändete Stelle, an ſich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im ſilbernen Kaffeehauſe, um zu hören, was die »hochlöbliche« Cenſur mit Lenau geſprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und ſetzte ſich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: »Nun, Niembſch, was iſt's?« ſchrie er faſt: »Nichts iſt's! Nichts wird geſtrichen! Man muß ſich von dem Grafen Sedlnitzky nicht auf die Leier ſch..... laſſen!« In demſelben Momemte, als ſchäme er ſich ſeines cyniſchen Ausdrucks, fing er herzlich zu lachen an, worauf alle Chorus machten.

Kritik über Andere und ſich ſelbſt.

Wenn auch die Kritik in Oeſterreich ſich über »Savonarola«, über Lenau's Dichtungen überhaupt nicht vernehmen laſſen durfte, ſo traf den Dichter die geſprochene oder die noch empfindlichere, die — geſchwiegene Kritik, gegen die es keine Abwehr gibt, um ſo tiefer. Er konnte damals merken, wie man den kühnen Dichter des »Fauſt« im ſpäteren Werke vermiſſe, wie man überhaupt den Lyriker über den Epiker ſtelle. Hier muß, um den ſchmerzlichen Eindruck, den ſolch' kälteres Entgegenkommen in ihm bewirkte, zu erklären, eines charakteriſtiſchen, pathologiſchen Zuges Lenau's gedacht werden: er war hochmüthig! Es iſt

dies keine individuelle Erfahrung; Alle, die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Es äußerte sich diese Stimmung seines Wesens höchst selten, wenn er durch einen noch so bescheidenen Tadel zur Abwehr oft nur einige Worte hinwarf, oder wenn er im Zorne, zu dem er leicht zu bewegen war, sprach. Er hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete, oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Obergeordnete Naturen — wenn sie Poeten waren — suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Oft aber, wenn er merkte, daß man etwas erstaunt seine Urtheile anhöre, strebte er durch eine plötzliche heitere Wendung des Gespräches, das er mit Lachen begleitete, die unangenehme Wirkung zu verwischen. Bei dem stolzen und wahrlich auch berechtigten Selbstbewußtsein war es doch psychologisch merkwürdig, wie er auf das leiseste Wort des Lobes oder des Tadels im kleinsten Winkelblättchen hinhorchte, wie es ihn stunden-, oft tagelang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte. Für Huldigungen war er sehr empfindlich. »Die Dichter,« sagte er einmal, »sollten wie im Mittelalter die Troubadoure, reisen und ihre Gedichte selbst vorlesen. Das ist das Einzige, um was ich den dramatischen Dichter beneiden könnte: er cassirt seinen Beifall gleich in einer 1000-Guldennote ein, ich muß mich langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze auszahlen lassen.« Wirklich hatte er die Idee, in größeren deutschen Städten seine Dichtungen vorzulesen, wie dies jetzt nicht selten in Deutschland und in Oesterreich gang und gäbe ist.

In Stimmungen, wie die oben angedeutete, mochten wohl die Verse entstanden sein:

»Ein off'ner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.«

Lenau Kritik sprechen zu hören, war höchst interessant. Schade, daß er nur einmal, ich glaube »Ueber Naturpoesie« eine niedergeschrieben hat. Einzelne kritische Aussprüche mögen hier folgen:

Ludwig Uhland.

»Seine Gedichte verdanken ihren ungemeinen Beifall einer glücklichen Constellation; übrigens ist es fast unglaublich, wie geschickt Uhland Walther's von der Vogelweide Lieder wiedergibt. Man muß diese lesen, man glaubt Uhland zu lesen, und vice versa.«

Gustav Schwab.

»Es ist etwas Eigenes mit seinen Sachen, sie gehen sehr schlecht, und ist doch viel Gutes daran, denn er hat etwas Divinatorisches in sich. Schwab arbeitet laut und im Zimmer auf- und abgehend, nein, rennend, stürmend! Daher mag es wohl kommen, daß sein Rhythmus so fest auftritt.«

Gustav Pfitzer.

»Es ist schade, sehr schade um ihn! Er hat seine Frische eingebüßt, seitdem er sich mit Uebersetzungen abgibt. Das ist eine gar tödtliche Uebung für den Dichter, das Uebersetzen! Natürlich der Gedanke und die Empfindung sind da, und er muß die widerspenstige Sprache nüchtern behandeln lernen, um treu zu sein.

Sein Gedicht »Hermes Pſychopompos« iſt ein gar ausgezeichnetes. Ein gutes Gedicht iſt genug zum ewigen Leben, z. B. »das Herz« von Schmidt von Lübeck. So ein Gedicht iſt auch »Hermes Pſychopompos«.

Friedrich Rückert.

Rückert ſandte Lenau für deſſen Frühlingsalmanach eine große Anzahl Gedichte und erwähnte in beſcheidener Weiſe: Er müſſe bei ſeinen Producten durch die Maſſe den Gehalt erſetzen. »Ich habe ſie alle aufgenommen, wenn auch manches ſchwache darunter war, weil es ſich anders einem ſolchen Meiſter gegenüber nicht geſchickt hätte.« Rückert's »Vulkaniſche Sonette« nannte er überhaupt die beſten Sonette.

Ferdinand Freiligrath.

Als deſſen Gedichte einmal ſehr gelobt wurden, meinte er: »Ausgeſtopfte exotiſche Vögel! Prächtige Farben, inwendig kein Leben!«

Karl Immermann.

Von ſeinem »Münchhauſen« ſagte er: »So ſehr das ganze Buch in Galle getränkt iſt, gibt es doch werthvolle Aufſchlüſſe über das innere Fortleben eines poetiſchen Geiſtes, der ſelbſt in ſolchen Strömen von Galle nicht erſaufen konnte. Das Beſte von Immermann iſt »das Tuliſäntchen«, kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo ſarkaſtiſch wie er.«

Johann Peter Eckermann.

Auf die Bemerkung: daß Eckermann Goethen im Schlafrocke, im Negligé ſeines Herzens gezeigt und

trotz aller Bewunderung für Goethe ihm geſchadet habe; erwiderte Lenau:

»Eckermann und Goethe,
Blaſerohr und Flöte.«

Marie Louis Alphons Lamartine.

Eines Tages ſagte er mir: »Du mußt den Alexander von Württemberg kennen lernen. Wir trinken heute ſtatt beim »Neuner« einen ſchwarzen Kaffee bei dem Poeten im »goldenen Lamme« in der Leopoldſtadt.« Ich erwähne hier anläßlich des Beſuches nur eines Zornmomentes Lenau's, als wir Lamartine's eben erſchienene Poeſien lobten. Mit flammendem Geſichte rief er zu unſerem Schreck: »Solche Gedichte wie dieſer Lamartine ſch..... ich, wenn ich mich auf den L..... ſetze.« Als wir Beide ſchwiegen, brach er plötzlich, wie über ſich ſelbſt, in ein Gelächter aus: »Ich meine es nicht ſo hochmüthig. Der Lamartine kann ſchon etwas machen, aber ich kann es beſſer.«

Als das Gedicht »Der Ritt durch die Wüſte« vom Grafen von Württemberg gedruckt war, welches dieſer für meine »Sonntagsblätter« eigens geſchrieben hatte, äußerte Lenau: »Ich liebe es, wenn ein Reiter ſpornſtreichs im Sturme dahin jagt; aber ein ergreifenderer Anblick iſt es, wenn ein Reiter geſenkten Hauptes mit niederhängendem Zügel, verſchränkten Armen, mitten im Raſen der Natur langſam dahintrabt und die Dämonen des Sturmes ſich in ſeinen Locken fangen.«

Dr. Guſtav v. Franck und Alex. Baumann

hatten ſich zuſammengethan, um eine Poſſe, die der »Malheur-Schorſchel« (Georg) hieß, zu dichten! Die Poſſe, im Theater an der Wien aufgeführt, gewährte nur

das negative Amuſement, daß ſie vom Publicum ſtatt belacht, ausgelacht wurde. Am folgenden Tage ſagte Lenau, als man ihn um ſeine Meinung fragte, von den Verfaſſern: »Wenn man in die Praterallee des Ruhmes fahren will, muß man ſich nicht auf einen Zeiſelwagen (ſo hieß in Wien ein ordinäres Fuhrwerk) ſetzen.«

Chriſtian Baron Zedlitz.

Als das »Waldfräulein« erſchien und Lenau lange dagegen ſprach, rühmte Einer hervor: »Aber durch das Ganze weht ein ſo friſcher Waldduft.« — »»O! ja,«« erwiderte Lenau, »»es duftet wie ein Wald, durch den man eben eine Heerde Böcke gejagt hat. Seine »Todtenkränze« verdienen übrigens ſchon ihrer Cenſurgeſchichte wegen nicht vergeſſen zu werden. Die ſind poetiſch.««

Friedrich Halm's

Theatergeſtalten nannte er »Tragantfiguren, aufgelöst ſind ſie Leim und Zuckerwaſſer«.

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

»Ich glaube, er wird ſelbſt kein Dichter heißen wollen, denn er iſt ja ein geſcheidter Mann, er iſt weiſe, mir wirklich zu weiſe; er ſucht für alle Gegenſätze eine Verſöhnungsformel, er iſt ein Hauptfriedensſtifter! Auch für das Entgegengeſetzteſte weiß er eine Formel zu finden, die es vereint; während der Dichter gerade die Gegenſätze hervornimmt und ausbreitet.«

Ladislaus Pyrker

nannte er »den langweiligſten aller Poeten, der eigene Leſer, d. h. Agenten beſolde, die ſeine Werke aufkaufen müſſen, damit nur bald eine neue Auflage zu Stande

komme. Die deutſche Nation läßt ſich nun einmal, wie ſein Verleger Cotta gerne möchte, keinen Homer octroyiren.«

Eichendorf

»iſt ein höchſt poetiſcher Taugenichts. Er tritt immer mit dem epiſchen Elemente ins Haus, mit dem lyriſchen heraus.«

Von Franz Stelzhamer,

dem obderennſiſchen Dialektdichter, ſagte er, um deſſen bekannte Eitelkeit zu charakteriſiren: »Der nennt ſich den ſechsten Dichter: Nr. 1 Homer, Nr. 2 Shakeſpeare, Nr. 3 Calderon, Nr. 4 Dante, Nr. 5 Goethe, Nr. 6 Ich! Will man echte Poeſie ſchöpfen und hören, muß man zu dem kommen.« Ernſthaft mag ich darüber nicht reden, er wird aber ungeheuer überſchätzt.«

Karl Egon Ebert.

Als man ihn als Dichter mit Wärme rühmte, erwiderte Lenau: »Er iſt nicht mehr, aber ein ſinniges Talent, ein böhmiſcher Edelſtein, den der ſchwäbiſche Dichtergeiſt facettirt hat.«

Anaſtaſius Grün.

»Bei Grün trifft man alle Secunden ein Bild, alle Minuten einen Gedanken und Poeſie in allen Ecken.«

Franz Grillparzer.

Die allgemeine Huldigung des bedeutendſten Dichters in Oeſterreich konnte Lenau nicht theilen, und er ſprach dies bei verſchiedenen Anläſſen aus. Als man ein, namentlich wegen einer geiſtreich poetiſchen Bezeichnung Wiens, berühmtes Gedicht in ſeiner Gegen-

wart las und lobte, ſchwieg er lange; endlich ſagte er in Beziehung auf die Stelle:

»Zu andern Grenzen lebensmatt
Die irren Schritte lenk' ich.«

»Irrer Schritt! Irrer Schritt! Warum irrer Schritt mit fünfzig Jahren? Man muß wiſſen, welchen Schritt man machen ſoll und ihn dann auch machen, wenn man dabei auch Jemandem auf den Fuß treten ſollte! Ueberhaupt ſollte man glauben, dieſer Dichter meine, es ſei in Wien nicht literariſche Lebensluft. Das iſt aber nicht wahr, denn die öſterreichiſchen Dichter ſind in ihren Schöpfungen gar nicht geſtört, man iſt es viel mehr in Stuttgart.« Als ihm gegen dieſe Anſicht Einiges eingewendet, auf die Cenſur hingewieſen wurde, wie er ſelbſt nur unter angenommenem Namen, als Ungar ſich ſchützen könne, und wie er nicht eigentlich zu den öſterreichiſchen Dichtern zu zählen ſei, rief er ganz erregt: »So? So? Ich habe die Mehrzahl meiner Gedichte hier, meinen »Savonarola«, ſo wie Grün ſeinen »letzten Ritter« ganz hier empfangen und wir ſind Beide recht eigentlich öſterreichiſche Dichter!«

Als Grillparzer's 53. Geburtstag von allen Poeten und Künſtlern Wiens ſolenn gefeiert wurde, weigerte ſich Lenau hartnäckig, bei dem Feſte zu erſcheinen.

Die Aeußerungen, die Lenau oft that, hingen übrigens von ſeiner momentanen Stimmung ab; man konnte oft genau das Entgegengeſetzte von ihm hören; ſcheinbar bis zur Untreue mit ſich ſelbſt. Ihn beherrſchte, wie Elektriſirmaſchinen, feuchte oder trockene Luft.

Nachdem wir Lenau über Andere vernommen haben, iſt es gewiß intereſſant, einige Aeußerungen über ihn, von ihm ſelbſt gethan, zu hören und einige Apho-

rismen über Kunſt und Leben von ihm folgen zu laſſen, wie er ſie bei verſchiedenen Anläſſen ausgeſprochen hat.

»Gäbe es nicht ſo viele Blattläuſe in der Kritik, es gäbe auch nicht ſo viele Diſteln und Unkraut in der Literatur.«

»Wer die Griechen und Shakeſpeare genau lieſt, der muß einſehen, daß er eigentlich gar kein Recht hat, ein Drama zu ſchreiben. Es ließe ſich gewiß mit der Ausbildung dieſer Kunſtform noch Großes leiſten, aber es müßte eine neue dramatiſche Kategorie aufgefunden werden. Ich habe dieſe Felder ſehr aufmerkſam durchgegangen und weiß, wo noch etwas zu leiſten iſt, wo nicht, nämlich etwas eigenfüßig Bedeutendes. In der Lyrik z. B. da iſt Keiner, Keiner, der mir entmuthigend entgegenſtünde, wie im Drama. Lyrik und lyriſche Epik ſind die beiden Gattungen, die ſowohl der Zeit am nächſten treten, als in ihnen auch noch die friſcheſten Lorbeeren zu erringen ſind. Man muß ſie freilich zu brechen wiſſen! Da waren die Alten andere Käuze! Die claſſiſche Tragödie iſt noch ein ehrbares Weib, das auf Zucht und Sitte hält. Unſer modernes Trauerſpiel iſt eine Buhlerin, die ausgehalten werden will.«

»Wo mir kein Stoff vorliegt, da dichte ich am liebſten, da fühle ich mich am bequemſten.«

Er hatte Dingelſtedt's Aufſatz über erzählende Poeſie in der »Augsb. allgem. Ztg.« geleſen und aufrichtige Freude über die Anerkennung der »Nibelungen im Frack« ausgeſprochen, an denen man, wenn ſie auch nicht ſo gefallen wie die vorangegangenen Dichtungen Grün's, dennoch den Meiſter erkenne. Das Lob Zedlitz's fand er ungemeſſen und ſchloß mit der Bemerkung: »Der Aufſatz läßt mir allerdings mein Recht, iſt aber nicht in einem günſtigen Sinne über mich ver-

faßt. Denn Eines hat der Verfaſſer, und zwar ein wichtiges Moment, nicht berührt: meine Naturſymbolik, in welcher ich auch meinen Anſpruch machen kann. Seit Spees »Trutznachtigall« hat die Naturſymbolik Keiner wieder aufgegriffen, bis ich.«

Lenau ließ ſich ſeine »Waldlieder« vorleſen, um, wie er ſich äußerte, ein Urtheil über ihren Klang und Rhythmus zu gewinnen. Nach der Leſung hörte er ſchweigend das Lob über die Lieder an, dann ſagte er: »Ich habe in ihnen den ſchönen, ſehnſuchtsvollen Ton widerklingen gehört, den ich ſo ſehr liebe und ihn wiederzugeben getrachtet.« Als das dritte Lied:

»Durch den Hain mit bangem Stoße«

als das vorzüglichſte hervorgehoben wurde, nahm er die übrigen als gleich bedeutend in Schutz und meinte: »Ja, ja, der Reiz eines Gedichtes läßt ſich nun einmal nicht beſtimmen.«

Jemand äußerte, wie es ſeltſam ſei, daß in den »Albigenſern« eigentlich kein Held den Mittelpunkt bilde? erwiderte der Dichter: »Allerdings hat das Gedicht einen Helden: Den Zweifel.« —

Vor dem Bette Lenau's dampfte wieder der ſtärkſte Kaffee, er mochte wieder dem Aufwärter zugerufen haben: »Nehmen Sie viermal ſo viel Kaffee für eine Taſſe als für andere Leute!« Es war des Morgens, die Stube in Rauchwolken gehüllt, draußen fiel der Schnee in dichtem Gewimmel. »Schön!« rief er dem Eintretenden entgegen. »Es ſchneit tüchtig, heute brauchen wir keines Ueberfalles gewärtig zu ſein. Das iſt ein Wetter, in dem ſich jeder Hund nach Hauſe trollt!« Hierauf fing er an, als hätte er ſich nur im Sprechen irgend eines wohldurchdachten Vortrages unterbrochen: »Das abgerechnet, was der Menſch durch fremdes Bei-

ſpiel und Lehre ſich erwirkt und was ihm genommen werden kann, bleibt als das Eigene desſelben denn doch nur die Summe ſeiner individuellen Gefühle, Anſchauungen und Gedanken über. Es gelingt nur dem Feinfühlenden, ſeine Gefühle durch Worte mehr als anzudeuten und von denen Anderer bezeichnend kund zu geben. Weil aber, je klarer wir denken, und je wahrer wir fühlen, auch das Beſtreben, uns auszudrücken, um ſo inniger und tiefer ſein wird, muß auch das Mittel des allgemeinen Gedankenausdruckes um ſo ſorgfältiger gewählt werden, denn man muß zugeben, daß in allen urſprünglichen Gefühlen und Gedanken, ich möchte ſagen, ein Grundſtreben liegt, das nämlich: nicht nur anerkannt zu werden, ſondern ſich Andern gleichſam aufzudrängen, einzuverleiben, ſich in ihnen zu behaupten! Das Wort, das man gebraucht, muß mehr ſein als ein grammatikaliſcher Beſtandtheil einer Sprache, die von Millionen ſinnlos und unverzeihlich verſchleudert wird. Viele handhaben die Schlußformen deutſcher Rede, und noch viel mehr füllen unſere poetiſchen Formen aus; aber wie wenige erreichen das Treffende des Ausdruckes der Unmittelbarkeit. Es ſind in Proſa und Poeſie ſo viele Wendungen und Bilder Gemeingut geworden, daß wir manches gerne leſen, was eigentlich nur der Gedanke der Form mit ſich bringt. Das kommt wohl daher, daß die Leute meinen, weil wir alle ſchon von Jugend auf ſchreiben, ſeien wir auch dazu erleſen. Oder, weil der Eine oder der Andere reich an Gefühlen iſt, habe er das Recht, Anderen davon vorzulegen, die daran ärmer ſind. Aber was geſchrieben wird, iſt es nicht meiſt Abgeſchriebenes, und was geſungen wird, iſt es nicht meiſt Nachgeſungenes? Und wird die Kunſt ſo vermehrt und erhalten? Nein, nein, nein! Wenn

Feder, er handhabe die Feder noch ſo geſchickt, das überlegen wollte, darnach ſtreben würde, ſich darum bemühen möchte, was ihm in Bezug auf ſeine Vollendung fehlt, zu erreichen, dann erſt könnten wir von wahren Künſtlern und Dichtern reden. Man mag ſagen, was man will, Kunſt iſt auch Arbeit! Und von allen Schöpfungen der Schrift werdenden Seele wird keine ſogleich das rechte Wort finden, wenn man die ſogenannten genialen Producte abrechnet, die mehr ſpukhaften, raſch auftretenden und nicht viel langſamer verſchwindenden Erſcheinungen gleichen, als unabweisbaren Geſtalten.«

»Kunſt iſt eine befreite Natur.«

»Was haben wir, die wir Dichter ſind, vor den Andern voraus? Daß wir mit Bewußtſein ihre Dummheiten belächeln und doch Stunden haben, in denen uns das brechende Herz nicht mit dem Verſtande durchläuft.«

»Das Göttliche in der menſchlichen Natur iſt die Liebe, als angeborene Fähigkeit zum Glücke.«

»Der Menſch iſt ein ſchwer fühlendes Vieh.«

»Es gibt eine unbewußte, unerklärliche, willenloſe Liebe, aber keinen gründlichen Haß. Das iſt das Dämoniſche am Haſſe, daß er die Seele von Allem abſondert und ſie immer und immer wieder dem Gehaßten gegenüberſtellt.« —

So herb Lenau's Kritik gegen fertige, bereits anerkannte Dichter und Schriftſteller war, ſo wohlwollend, ja liebreich kam er den Jüngeren, deren Streben ihm gefiel, entgegen. Halbe Tage widmete er ihnen oft im Geſpräche, entwickelte ihnen ſeine Gedanken über Kunſt, machte ſie auf das Geheimniß der Form aufmerkſam, auf das, was ſie leſen, was ſie im Leben meiden oder ſuchen ſollten, und verhielt ſich in dieſer geiſtig herzlichen Weiſe völlig ſo, wie ein

ſchöndenkender Philoſoph des Alterthums, der gerne Jünglinge um ſich verſammelte, um ſie durch Wort und Beiſpiel an ein edles Ziel zu geleiten, oder ſie für ein ſolches vorzubereiten. Ludwig von Morajn (Med. Dr. Löhner), deſſen Gedichte im Sturme des Jahres 1848 verhallten, nichtsdeſtoweniger, wieder hervorgeſucht, eine Zierde der öſterreichiſch-deutſchen Literatur bleiben werden, würde, wenn er noch lebte, dieſe Anſicht beſtätigen.

Julius von der Traun (Jur. Dr. Alexander Schindler), den ich bei Lenau einführte, bewahrt noch das Manuſcript ſeiner am deutſchen Volksliede erwachten Lieder, zu deren faſt jedem Lenau eine Bemerkung ſchrieb, eine Aenderung vorſchlug und die beſten an das Morgenblatt in Stuttgart einſendete. Moriz Hartmann, Betti Paoli (Barbara Glück) und Eugen Obermayer — deſſen Aufzeichnungen in einem treu geführten Tagebuche ich hier einige Urtheile und Ausſprüche Lenau's zu verdanken habe — bewahren dem edlen Todten die dankbarſte Erinnerung, die der Erſtere durch die Widmung ſeines lyriſchen Buches: »Kelch und Schwert« ausdrückte. Mit Sorgfalt ſuchte Lenau Obermayern, dem er viele Aufmunterung widmete, vor zu frühem Auftreten zu bewahren. Eintretend einmal bei Lenau, begegnete mir ein blonder, ſehr junger Mann, der ihn eben verließ. »Haſt Du Dir Den angeſehen? Der iſt auch von unſerem Handwerk.« Folgende ſechs Verſe aus einem ſeiner Gedichte werde ich als ein Motto wählen:

»Es iſt umſonſt, es blüht kein Baum
So ſtolz, als wie ſein Jugendtraum.
Und keiner war ſo ſaftig grün,
Daß ſich verlohnte ſein Bemüh'n!
Im tiefſten Mark ein Jeder fühlt,
Wie heimlich ihn ein Wurm durchwühlt.«

Es gewährt mir eine wehmuthvolle Befriedigung, dem Trefflichen, Treuen es nachzurühmen, was ich ſelbſt ihm an Belehrung und Aufmunterung ſchuldig geworden bin. Nachdem ich ihm mein epiſch-lyriſches Gedicht: »Criſtoforo Colombo« vorgeleſen hatte, trug er mir zu meiner freudigſten Ueberraſchung an, den Druck desſelben zu vermitteln; ſeiner Empfehlung verdankte ich es, daß es nebſt den mir von Hammer-Purgſtall gewidmeten »Duftkörnern« bei dem Verleger des Lenau'ſchen »Frühlings-Almanachs«, Fr. Brodhag in Stuttgart, gedruckt wurde. Meine »Sonntagsblätter« ſchmückte er mit den originell ſchönen Gedichten: »Die Korybanten« — »Das Dilemma« — »Naturbehagen« — »Der Räuber im Bakony«. So ſehr mich all' dies äußerlich förderte, ſo gering iſt es gegen die geiſtig herzliche Theilnahme, gegen das liebevolle Aufſchließen ſeiner inneren bedeutenden Perſönlichkeit, und ich muß es beklagen, hier manches, auch biographiſch Merkwürdige vorerſt noch unausgeſprochen zu laſſen.

Dieſe liebenswürdig fördernde Weiſe Lenau's charakteriſirt auch ein Brief Dr. Conſtantin Wurzbach's, den er mir ſeinerzeit ſchrieb:

»Lieber Freund!

Ich eile, Ihnen dasjenige, was in meinem Gedächtniſſe von Lenau lebt und theilweiſe auch in meinem Tagebuche aufgezeichnet iſt, mitzutheilen, und Ihnen um ſo mehr, der mich, den damals völlig Unbekannten, bei ihm einführte. Im Jahre 1840 erhielt ich von meinem Oberſten im 30. Infanterie-Regimente einen Urlaub nach Wien. Ich war Feldwebel im obgenannten Regimente. Sie führten den Feldwebel in ſeiner militäriſchen Tracht zu Lenau. Wir traten in ein Hofzimmer, und am Schreibtiſche, der am Fenſter ſtand,

ſaß Lenau und ſchrieb. Sie führten mich ihm als Muſenſohn auf, was ihn beim Anblicke meiner militäriſchen Tracht ſichtlich befremdete. Sie verließen uns bald, und ich blieb mit Lenau allein. »Was für ein Landsmann ſind Sie?« fragte mich Lenau, mir auf einem Sopha Platz bietend, den er neben mir einnahm. »Ich bin aus Laibach gebürtig,« entgegnete ich. »Aus Laibach,« begann er verwundert, »ſo müſſen Sie Joſeph Emanuel Hilſcher kennen, der dort lange lebte. Sind denn in Krain die Muſen unter die Soldaten gerathen?« Lächelnd entgegnete ich: »»Vielleicht etliche Soldaten unter die Muſen.« — »»Hilſcher beſitzt eine tiefe poetiſche Ader,«« begann Lenau. »»Mein Freund Frankl hat ſich ein ſchönes Verdienſt um die deutſche Literatur durch die Herausgabe ſeines Nachlaſſes erworben. Ich begreife es, daß ſich Hilſcher vorzugsweiſe ausländiſchen Poeten zuwendete, er hatte wohl Rückſichten, ſeine eigenen Gedanken nicht auszuſprechen. Es iſt ein trauriger Uebelſtand, daß oft Männer von tiefem Gefühl, und die fähig ſind, demſelben das rechte Wort zu leihen, ſich außerhalb Sphären bewegen müſſen, in denen ihr Geiſt ſich frei ergehen könnte. Ihnen iſt es wohl ebenſo?«« Ich ſchützte meine Jugend vor, ſetzte aber hinzu, daß ich mich auch vorzugsweiſe mit Ueberſetzungen befaſſe. »Warum das? Sie verlieren auf dieſe Art Ihren eigenen Boden. Aus welcher Sprache überſetzen Sie?« — »»Aus der polniſchen.«« — »Da haben Sie freilich Gelegenheit, uns Deutſchen manches mitzutheilen, was intereſſant iſt. Die polniſchen Dichter haben Seele, ich kann es mir denken, wie die Schwermuth alle Dichtungen dieſes Volkes mit einem Schleier überzieht, der uns begierig macht, denſelben zu lüften. Mickiewicz! Blos dieſes Dichters wegen wollte ich, daß ich Polniſch verſtünde. Ich kenne Manches aus

den Dichtungen dieſes Mannes, ich habe leider unzulängliche Ueberſetzungen einzelner Poeſien von ihm geleſen, aber der Genius der Poeſie läßt ſich ſelbſt mit dem Commißmantel einer matten Ueberſetzung nicht ganz verhüllen. Mir war es immer, wenn ich jene Dichtungen las, als ſtünde ich unter einer Trauerweide. Ueberſetzen Sie ihn nur fleißig, denn nur ein Poet kann den Poeten einer fremden Zunge uns möglichſt nahe bringen. Haben Sie vielleicht etliche Arbeiten mitgebracht?« — »»Nein,«« erwiderte ich. — »Dann bringen Sie mir bald etwas mit, ich will auch Ihr Talent kennen lernen.« Meine Freude über Lenau's zuthuliche Weiſe war ſehr groß; doch wollte ich den Dichter nicht länger ſtören und ſchickte mich an, fortzugehen, aber Lenau hielt mich zurück, befragte mich über meine Verhältniſſe, wie es gekommen, daß ich Soldat geworden. Sein Antheil an meinem Berichte war der eines Freundes, und erſt nach einem langen Geſpräche ließ er mich fort. Nach etwa acht Tagen beſuchte ich Lenau zum anderen Male, diesmal brachte ich von Mickiewicz das Gedicht »Farys« oder »Der Ritt durch die Wüſte« und einige Originalgedichte mit. Ich debutirte mit »Farys«. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit lauſchte Lenau. Als ich geendet hatte, lagerte ſichtliches Wohlgefallen auf ſeinen Geſichtszügen. Lange noch verharrte er ſchweigend und nahm zuletzt mir das Manuſcript aus der Hand. Nachdem er Einzelnes ſtille vor ſich hin geleſen hatte, begann er: »Sind Sie ſchon lange in Polen?« »»Ueber drei Jahre liegt das Regiment, in welchem ich diene, in Krakau.«« — »Der Einfluß der ſlaviſchen Sprache iſt auf Ihr Deutſch hörlich, es verräth ſich in einzelnen Wendungen, die im Vorleſen nicht ſtören, aber beim Selbſtleſen auffallen.« — »»Ich wollte mich

ſtrenge ans Original halten.« « — »Das ſehe ich,« fuhr Lenau fort, »das thut auch nichts zur Sache, die Ueberſetzung iſt doch aus einem Guſſe, und der poetiſche Hauch iſt trotz aller Treue unverſehrt geblieben. Die kleinen Mängel werden ſich beſeitigen laſſen, wenn Sie das Gedicht einige Wochen liegen laſſen und dann nochmal durchſehen. Das Gedicht ſelbſt iſt ein Meiſterſtück und behandelt einen nicht verbrauchten Stoff mit hinreißender Gewalt. Das polniſche Volk iſt auch ſo ein Reiter durch die Wüſte, das allen möglichen Drangſalen begegnet, aber den Kampf mit dem Samum hat es nicht beſtanden. Der Schluß des Gedichtes überraſcht mich faſt, weil ich ihn bei Mickiewicz nicht ſo vermuthet hätte; das verleiht dem Gedichte den hohen Werth, daß er ſich ſtrenge an die Sache hielt und ſelbſt da, wo er in ſeine patriotiſche Schwärmerei verfallen konnte, das rein menſchliche und nicht das nationale Element bewahrt hat. Ueberſetzen Sie nur fleißig den Mickiewicz und auch die anderen polniſchen Poeten, da gibt es eine reiche Ausbeute; Sie werden ſich viel Dank damit erwerben. Nun zeigen Sie mir aber Ihre eigenen Arbeiten.« Ich las drei oder vier Gedichte vor. Ebenſo aufmerkſam verharrte Lenau. Als ich vollendete, rief er, »Brav!«, drückte mir herzlich die Hand und küßte mich. Er fragte mich hierauf, wo ich den meiſten Impuls zur Poeſie erhalten habe? Ich entgegnete ihm, in meiner Heimat, wo ich Grün's »Letzten Ritter« geleſen und dieſen herrlichen Dichter kennen gelernt habe. »Da muß Ihnen ſonderbar zu Muthe geweſen ſein, wenn Sie nach den vorgeſchriebenen Leſeſtücken dieſe Gedichte laſen. War es Ihnen nach dem erſten Leſen nicht ſo, als ob Sie berauſcht geweſen wären? Das perlt bei Grün wie in einem Champagnerglaſe und raucht nie aus.« Ablenkend kam er wieder

auf Polen. »Krakau ist wohl ein poetischer Ort, ich sehe es an Ihren Arbeiten; alle Erinnerungen der entschwundenen Größe eines Volkes leben da noch in den herrlichen Denkmälern und Geschichten, die dem Poeten Feuer in die Adern gießen. Polen ist eine Jungfrau von Orleans, deren Gefühle die Poeten in Reime bringen müssen, sie mögen wollen, oder nicht. Wie sie selbst auch kriegerisch ist, überall blickt das Weib der Heldin vor, und wo ihre Gesänge von Schwertergeklirr begleitet sind, überall fallen die Lorbeerblätter eines Kranzes mit, den sie nicht ganz haben konnte, dessen Blätter ihr aber nicht einmal der Wind verwehen wird.« — Ich sprach noch über die Ungunst meiner Verhältnisse, wie es schwer sei, in einem fremden Lande ohne Theilnahme zu schaffen. »Machen Sie sich nichts daraus, junger Mavors! die Fortuna müssen Sie beim Schopf packen, meines Wissens trägt sie keine Perrücke. Wenn sie Ihnen auch ausreißt, sie läßt Ihnen doch einen Büschel Haare in der Hand.« Ich erzählte ihm hierauf, daß ich einem Vorgesetzten geloben mußte, nicht mehr zu dichten, und daß man beim Militärstande als Poet leicht Gefahr laufe, ein Narr gescholten zu werden, da lachte er helllaut auf. »Ist's möglich, geloben mußten Sie, nicht mehr zu dichten? Ich ließe den Vorgesetzten geloben, nicht mehr zu exercieren. Ueberhaupt aus dem Narren müssen Sie sich nichts machen; die Leute sagen das, weil sie selbst solche Narren nicht sein können, ein Dummkopf kann gar nie ein Narr sein. Sagen Sie das Jedem, der Sie schilt. Grüßen Sie Frankl von mir, und sagen Sie ihm, er solle bei den Regimentern Umfrage halten, ob nicht noch irgendwo eine poetische Seele zu erlangen sei? Frankl ist ein Armenvater der Poeten. Die Musen werden ihm seine guten Werke lohnen. Lassen Sie sich

nur kein Albumblatt von ihm geben, er hat mir einmal vertraut, er ſchreibe einige Verſe, die er ſchon dazu präparirt hat, hunderten. Ich weiß die Verſe auswendig, ſo oft ſind ſie mir ſelbſt ſchon vorgekommen.«

Als ich mich entfernen wollte, lud er mich ein, Abends ihn zu beſuchen, er wollte mich einer intereſſanten Dame aufführen. Ich fand mich zur feſtgeſetzten Stunde ein und Lenau führte mich zu Caroline Unger. Lenau war von Heiterkeit beſeelt. Die Künſtlerin ſelbſt entwickelte ſeltene Anmuth. Er hatte ihr ſchon vorher ſagen laſſen, er werde ſie heute mit Krieg überziehen. Ich war verlegen, denn meine Feldwebeltracht paßte ſchlecht zum eleganten Salon der großen dramatiſchen Sängerin. Lenau ſtellte mich derſelben vor und ſagte: »Man ſagt, Kleider machen Leute, ich kehre heute den Satz um, da haben Sie einen Menſchen, deſſen Unglück ſein Glück iſt.« Ich las auch hier jene Dichtungen vor, die ich Früh ihm vorgeleſen hatte, und die er bei meinem Scheiden mich mitbringen hieß. Es wurde über Muſik und Poeſie geſprochen. Betreffs der erſteren citirte er Heine. »Ich verſtehe die Gemälde des Mittelalters, welche Apoll die Violine ſpielend vorſtellen. Auch auf unſeren Heiligenbildern ſpielen die Engel oft die Geige. Mit meiner Geige ſpiele ich mir den Trübſinn weg und laſſe die Gedanken in meinem Schädel antichambriren.« Als ich ihn von der Unger ziemlich ſpät Abends heimgeleitete, war es eine herrliche Mondnacht. Plötzlich blieb er auf dem Mehlmarkte ſtehen: »Es iſt gut, daß nach dem Untergange der Sonne der Mond aufgeht. Ich liebe nächtliches Dunkel, aber nicht die dunkle Nacht. Dieſer Mond am Himmel iſt wie eine Sonnenblume, der ſich das Auge, mag es wollen oder nicht, zuwenden muß.«

Ich besuchte Lenau noch einmal. Er saß am Schreibtische und schrieb. Kaum daß er mich begrüßte, als ich eintrat, so sehr war er im Schreiben vertieft. Ich stellte mich ihm gegenüber auf. Ich trug meine Militärtracht, der Säbel mit dem schimmernden Griffe hing am Ueberschwungriemen an meiner Seite. Nach einigen Secunden lächelte er mich freundlich an und bot mir schweigend ein nett geschriebenes Manuscript, das auf dem Tische lag. Es waren die »Albigenser«, die nun zum Drucke bereit waren. Ich las im Gedichte, etliche Minuten vergingen, dann erhob sich Lenau, wie aus einem Traume erwachend. »Ah, mein junger Held,« begann er, »es freut mich, Sie wieder zu sehen.« Ich entschuldigte mich, daß ich ihn gestört. »Sie haben mich nicht gestört, junger Freund, ich schrieb eben am Prodromus zu meinen »Albigensern«, und als Sie eintraten, brachten Sie mir einen Gedanken.« Ich rückte mit meinem Anliegen heraus und bat ihn, mir ein Erinnerungsblatt zum Andenken mitzugeben. »Herzlich gern, ich schreibe Ihnen gleich das nieder, was mir Ihre Mordwaffe eingegeben hat. »Dabei faßte er den Griff meines Säbels, den er herauszog und seine Schärfe prüfte, dann ging er zum Schreibtische und schrieb auf mein ihm dargereichtes Stammbuchblatt folgende Zeilen:

»Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.

Prodromus zu den »Albigensern«.
Lenau.

Zur freundlichen Erinnerung an die gute Stunde unseres Zusammenseins. Den 19. Mai 1840 Vormittags.«

Ich nahm bewegt Abschied und habe den Dichter nicht wieder gesehen.«

Ueber Frauen.

Ueber Frauen ſprach der intenſiv feurige, phantaſievolle Dichter nur ſelten. Sein Ausdruck, ſo kühn und ſinnlich oft in ſeinen Dichtungen, war ein ſtets keuſcher im Leben, und zur Geſchichte ſeiner Krankheit nicht ohne Intereſſe iſt eine Aeußerung von ihm: »Ich habe von meiner Reiſe nach Amerika bis zur Rückkehr nach Europa kein Weib geküßt.« Die Abtheilung »Görg« im »Fauſt« iſt in ihren Grundzügen ein Erlebniß. Er duldete aber auch nicht, daß Andere ſich einen cyniſchen Ausdruck in ſeiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Geſellſchaft hochgeſtellten Manne mit den Worten: »Das iſt ſehr ordinär!« den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: »Habeat sibi!« Es war dies eine Eigenthümlichkeit, die von den ungariſchen Schulen wohl herrührte, daß er ſich nicht ſelten lateiniſcher Redensarten bediente. Als ein junger Mann ihm ſeine Lieder an eine Dame vorgeleſen hatte, und ihm dieſe auf einem Balle zeigte, äußerte Lenau ſtreng: »Auch das iſt ſchon Indiscretion!« — »Die Keuſchheit,« hörte ich ihn einmal ſagen, »iſt am Todestage der Unſchuld zur Welt gekommen.« — »Man empfiehlt jungen Leuten den Umgang mit Frauen. Der Umgang mit Frauen, heißt es, macht klug. Ich wüßte das nicht zu ſagen, im Gegentheile, im Umgange mit Frauen macht man erſt recht tolle Streiche, aber mit der Zeit fühlt man den Drang, klug zu werden.«

Es machte ihm große Freude, und er erzählte es mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, daß, wie ihm Reinbeck ſchrieb, ſeine »Albigenſer« bereits den Weg ins Volk gefunden haben und ſich proteſtantiſche Damen derſelben als Gebetbuch bedienen. »Die Frauen,«

äußerte er einmal, »sollten die Dichter mehr lieben, denn abgesehen, daß sie ihnen so Süßes, Schmeichelhaftes zu sagen und nachzuerzählen wissen, haben sie, die Dichter nämlich, eine mehr als schwesterliche Verwandtschaft zu den Frauen, denn jeder echte Dichter hat viel Weibliches in seinem Wesen. Er könnte nicht zeugen, wenn er nicht auch empfangen könnte. Es ist ein beneidenswerther Moment, als in einer Damengesellschaft, in der sich auch Mickiewicz befand und seine Theetasse zu Boden fallen ließ, die Damen hastig hinstürzten und die Scherben sammelten als ein Andenken.« —

Bei Caroline Pichler.

Lenau war kein Freund dessen, was man in unserer Gesellschaft Geselligkeit nennt. »Da ist ein Reden um nichts,« äußerte er einmal; »ein ganzer Mensch bringt einige Goldklumpen von Gedanken mit, es ist aber Niemand da, der sie für gangbare, honette Gesprächsmünze wechseln könnte. Man kommt, um sich zu zerstreuen, die Meisten aber waren gar nie gesammelt, und man geht müd und verdrießlich fort. Ist man ein Poet und gar einer, der sich einigen Ruhm erworben hat, so wird man wie ein bekränzter Ochse betrachtet, und wo Kränze sind, meinen besonders die Weiber ein Recht zu haben, mit ihren Händen dreinzugreifen.«

Bei solcher Ansicht über die Gesellschaft war es begreiflich, daß er sie nicht suchte, sie vielmehr mied. Er brachte regelmäßig, wenn er aus Schwaben kam, einen Brief Reinbecks an die dem Letzteren befreundete Caroline Pichler mit. Jedesmal schickte Lenau den Brief durch einen Diener an sie, während doch in jedem davon geschrieben wurde, wie der Ueberbringer die Güte haben

werde, die Mittheilungen mündlich zu ergänzen. Die würdige Matrone, die einſt einen geſelligen Mittelpunkt für die ſchöngeiſtige und wiſſenſchaftliche Welt Wiens bildete und in ihren letzten Lebensjahren von der jüngeren Literatur faſt völlig unbeachtet blieb, empfand ſolche Vernachläſſigung ſehr bitter, um ſo mehr, als ſie eine hohe Meinung von dem Dichter hatte und ſeinen Producten die größte und ununterbrochene Aufmerkſamkeit ſchenkte. »Bringen Sie mir doch einmal,« ſagte ſie zu mir, »den Herrn von Niembſch und den Herrn von Bauernfeld, den ich als ſeine Landsmännin ebenfalls nicht kenne, zu Tiſche; ſie ſollen ganz ungenirt ſein, ich weiß, die Herren lieben das. Ich will ihnen auch zum ſchwarzen Kaffee ihre langen Pfeifen aus dem ſilbernen Kaffeehauſe holen laſſen, dann können ſie gleich fort und brauchen mir auch keine Viſite reconnaiſſante zu machen.« Ich richtete den Freunden wörtlich und lachend die Einladung aus, und bald aßen wir zuſammen bei der Pichler. Lenau redete faſt gar nicht, Bauernfeld in ſeiner derben Weiſe und witzigen Heiterkeit ließ die Wortkargheit Lenau's nicht zur Verlegenheit werden. Nach Tiſche beim ſchwarzen Kaffee, aus einer langen Pfeife hölliſche Rauchwolken an die feinen weißen Fenſtervorhänge blaſend, fing Lenau, als ob ſich eine Gedankenſchleuſe aufgethan hätte, zu reden an, und gleichſam als ſummariſche Antwort auf alle Bemerkungen über's Theater, das Bauernfeld als Thema zu ſeinen Tiſchreden gewählt hatte, äußerte er: »In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das iſt nur für jugendliche, noch mit großer Phantaſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte, wie es die Franzoſen und Italiener ſind, eine Beluſtigung. Der deutſche Geiſt denkt viel zu viel, als

daß er am Handeln ſich erfreuen könnte. Wenn auch Leſſing, Goethe, Schiller Dramen geſchrieben haben, deren einige unſterblich ſein werden, ſo ſind das glänzende Ausnahmen und es wäre beſſer geweſen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, epiſch niedergeſchrieben und nicht Schillern überlaſſen, der die Bauern wie äſthetiſch-gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungariſches als ein deutſches Drama denken. Da ſind noch in Geſchichte wie in der Gegenwart ſelbſtbeinige Geſtalten, Urkerle, wild, gut und doch das Blut nicht zu vergießen ſcheu, wenn es im Herzen eines Feindes fließt. Ja, wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgeſtürzten Salon-Theekeſſel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der ſelige Herr von Kotzebue geſchrieben hat. Die deutſche Nation hat vorerſt eine andere Aufgabe, dieſe aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchſtens und ſehr leiſe nur in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchſte nicht darſtellen und ſagen darf, iſt eine Komödiantenbude, da ſehe ich viel lieber dem redlichen Wurſtel im Prater zu, wie er den armen Juden todtſchlägt, der hat doch eine große Intention, eine wenn auch niederträchtige Leidenſchaft zum Morden.« Der Leſer weiß, wie Lenau ſelbſt mit der Idee umging, Dramen zu ſchreiben, wir haben ſeine Aeußerung in den vorangehenden Blättern darüber vernommen, und ſei das eben Mitgetheilte ein Beleg mehr für die ausgeſprochene Anſicht, daß man von Lenau oft die widerſprechendſten Behauptungen über einen und denſelben Gegenſtand hören konnte; ſie waren Kinder ſeiner momentanen Stimmung und ſomit wenigſtens ſubjectiv wahr. Als er ſeine, von uns mit lächelndem Befremden angehörte, ſeltſame, mit etwas zerhackten

Gedanken angefüllte Vernichtungsrede über das deutſche Theater geendet hatte, ſtand er auf, legte die Pfeife hin, und wir empfahlen uns der würdigen Hausfrau, die Alles aufbot, um ihre Gäſte zu erfreuen und nicht die Freude hatte, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie mochte trotz der voraus ertheilten Abſolution auf eine Viſite reconnaiſſante gerechnet haben. »Die Artigkeit hat neue Geſetze bekommen, oder vielmehr die Unart hat alle der Geſellſchaft ſchuldigen Geſetze abgeſchafft. Es ſcheint eine eigene Krankheit ſich der Geiſter bemächtigt zu haben; ich möchte ſie die Salonſchen nennen,« äußerte ſie einmal ſpäter und, wie es ſchien, in Beziehung zu der denn doch erwarteten Viſite reconnaiſſante. Es war aber mehr als gekränkter Anſtandsſinn, was die treffliche Frau ſchmerzte, ſie betrachtete das Nichtwiederkommen Lenau's als einen geiſtigen Verluſt, als eine Entbehrung, und zu ihrer eigenen Charakteriſtik mögen einige Briefſragmente hier folgen, die ſie über Lenau und ſeine Werke an mich richtete; ſie beweiſen ebenſo ſehr die fortgeſetzte Theilnahme wie am Menſchen ſo auch am Dichter. Zugleich werden dieſe Aeußerungen die Stimmung und Anſchauung, die über Lenau in manchen Kreiſen Wiens herrſchten, darthun: »Warum ſtürmt es denn gar ſo feindſelig in des Dichters Bruſt, deſſen milde edle Züge und einfach würdiges Betragen uns ganz etwas Anderes erwarten laſſen? Wenn meine frommen und wahrhaft gut gemeinten Wünſche etwas vermöchten, ſo würde ich dieſem edlen, reichbegabten Gemüthe Frieden und Einigkeit mit ſich ſelbſt wünſchen.« — »Für Joſef Emanuel Hilſcher's Gedichte ſage ich Ihnen meinen lebhafteſten Dank. Wenn ich bei irgend einem unſerer neueren Dichter die düſtere Stimmung, die troſtloſe Färbung, welche alle ſeine Productionen an ſich tragen, an ihrem Platze finde, ſo iſt es bei dieſem

Manne, deſſen ſo hervorragender Geiſt ſich in ſo unverhältnißmäßiger Beſchränkung bewegen mußte. Der Ueberſetzer Byron's — und welche Ueberſetzung iſt dies! der Vertraute mit allen Leiſtungen faſt aller europäiſchen Literaturen ein gemeiner Soldat! Wie viel mehr Grund hat dieſer arme Hilſcher zu ſeinen Klagen als Lenau! Doch Beiden fehlt, wie ich glaube, und was allein ſie beruhigen kann und über ihr Geſchick hätte erheben können — wahre Religioſität. Verzeihen Sie immerhin einer Matrone, die, wie Lenau ſo ſchön ſagt: »den Morgenreif der Ewigkeit« im Haare hat, dieſe Bemerkung, welche ich in meinem langen Leben an Anderen und an mir vielfältig zu machen Gelegenheit hatte.« — »Möchte Lenau, der herrliche Dichter, doch auch einmal den jungen kräftigen Hauch der Poeſie empfinden und von ihm zu lebensfrohen, ſtrebemuthigen Dichtungen aufgeregt werden. Mein Gott! die Welt iſt ja ſchön, und das Leben iſt ja doch kein immerwährender Kreuzgang, wenn man ſie nicht durch Laune oder ungemeſſene Wünſche dazu macht. In dem »Schmetterling« auf dem Oceane hat ſich, wie mich dünkt, des Dichters eigenes Gefühl ausgeſprochen, wie er ſo, von raſtloſer Sehnſucht und unbeſtimmtem Verlangen nach etwas Neuem, Anderem ergriffen, der neuen Welt zuſteuerte. Was hat er nun mit dieſem wirren Treiben gewonnen? O, es iſt gewiß kein ſchönerer Wunſch, den ein Erdenpilger dem anderen zurufen kann, als der Gruß des Heilands: »Der Friede ſei mit Dir!« —

Die herbe Prophezeiung über den ſicheren Untergang der dramatiſchen Kunſt ſcheint in dem Dichter ſich erzeugt zu haben, als ſeine kritiſche Begabung ihm bewieſen zu haben ſcheint, daß er für das Drama kein Talent beſitze. Der neunzehnjährige Lenau ſchrieb ein Trauerſpiel, das ihm »die ſchreckliche Muſe, die er vor

allem Anderen liebt«, eingibt. Auch ein Luſtſpiel beſchäftigte ihn, das »Die Mariage in Ungarn« hieß. Er hatte auch vor, einen Operntext zu ſchreiben und diesfalls ſchon mit einem Capellmeiſter den Vertrag abgeſchloſſen.

Don Juan.

Wir nehmen den loſe gehaltenen und fallen gelaſſenen Faden über die Productionen des Dichters wieder auf. Nach dem »Savonarola« ging Lenau mit dem Gedanken einer epiſchen Trilogie um, deren Helden Huß, Zizka, Hutten ſein ſollten. Er ließ ſich von mir wiederholt hiſtoriſche und ſagenhafte Züge aus dem Leben Zizka's erzählen und Landſchaften aus deſſen Geburtslande ſchildern. Ein Reſultat ſeiner fleißig begonnenen Studien ſind ſeine Bilder aus dem Huſſitenkriege unter dem Titel: »Johannes Zizka.« Der Gedanke, die franzöſiſche Revolution als Stoff eines epiſchen Gedichtes zu wählen, beſchäftigte ihn faſt gleichzeitig. Er ſchrieb die »Albigenſer«, von denen bereits geſprochen wurde. Während die lyriſchen Dichtungen Lenau's volle Anerkennung fanden und berühmt wurden, mußten die epiſchen, in denen auf jedem Blatte der Ernſt eines tiefen Denkers und der Hauch der Poeſie weht, doch wegen Mangel künſtleriſcher Compoſition und plaſtiſcher Geſtalten ſich mit getheiltem Beifalle begnügen. Der Dichter wurde nun praktiſch belehrt, wie dieſer Umſtand und die in den neueren Werken waltende Weltanſchauung den Erfolg ſeines »Fauſt« nicht zulaſſe. Die Wahl des Don Juan di Tenorio als Helden eines Gedichtes in der Form des »Fauſt«

war ſomit eine pſychologiſch begründete Rückkehr zu früherer Anſchauung und Formgebung. Er wollte zeigen, wie er noch der Alte ſei, wenn er es eben ſein wolle. Er theilte den Plan mit, und als er aufmerkſam gemacht wurde, daß er ſich nur erhöhteren Erfolg ſichern würde, wenn er ſeine Kraft an einem neuen, noch von keinem Dichter vor ihm bearbeiteten Stoffe verwenden würde, antwortete er: »Mir hat beim Fauſt die große Dichtung Goethe's nicht geſchadet, es wird mir die Byron's beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter iſt wie jeder Menſch ein eigenthümliches Ich. Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heißblütiger Menſch ſein. Es iſt die Sehnſucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das incarnirte Weibthum iſt und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuen beſitzen kann, in der Einen genießen macht. Weil er dieſes, taumelnd von der Einen zur Anderen, nicht findet, ſo ergreift ihn endlich der Ekel, und der iſt der Teufel, der ihn holt. Uebrigens betrachte ich dieſe Arbeit blos als Privatſpaß, als eine hohe Herrenmarotte und denke ſie gar nie drucken zu laſſen.«

Nach dieſer Erklärung las er die Scene aus dem Gedichte vor, in der Don Juan, von zwölf als Pagen verkleideten Mädchen zu Pferde begleitet, an eine Kloſterpforte pocht und um Nachtherberge bittet.

Liebe.

Den phantaſievollen, tief und ſtark fühlenden Dichter überkam wieder die Liebe, gegen deren Gewalt er ſich durch frühere ſchmerzliche Erlebniſſe gewappnet glaubte. Nicht ſieghaft plötzlich, langſam um ſo ſicherer

lebte sie sich in sein Herz hinein. Eine anmuthige, klare, poetisch anempfindende, durch natürliche, nicht angelernte Bildung bevorzugte Frau schlang Fesseln um den Dichter. Es muß in eines Dichters Herzen gewaltig stürmen, wenn er nach einem »schweren Abend« der Geliebten schreibt:

»Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht Dir bot,
Wünscht' ich bekümmert Beiden
Im Herzen uns den Tod.«

Oder, wenn er die furchtbar starken Worte sagt:

»Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde.«

Der Kampf und Schmerz mußten sich in dem sittlichen Gefühle des Mannes nur steigern, weil das Weib seiner Seele, das Weib — seines Freundes war, der ihn hochhielt, der ihn als Gastfreund ehrte. Der psychiatrische Arzt wird dieses Moment, wenn er die Zerrüttung des Unglücklichen erklären wird, nicht außer Acht lassen dürfen.

*

Briefe von Lenau.

(Ohne Datum.)

»Es thut mir wohl, daß ich einen Stoff gefunden, wie Zizka, der Held des Hussitenkrieges. Da kann ich meinen Unmuth doch austoben lassen und wild sein. Die lang verhaltene Furie wird dann losbrechen, und eine Menschenverachtung will ich ausprägen, daß mancher wünschen soll, seine Seele leibhaftig vor sich zu haben, damit er sie anspeien kann. Ich habe diesen Abend

vom Theater geſprochen und der Lüderlichkeit desſelben. Den . . . möchte ich in dieſem Augenblicke hauen, daß er ſein nächſtes Stück gewiß im Bette ſchreiben müßte. — Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schwarm und mit Dir leben, wie der Graf Albert mit ſeiner Helene im Grafenſchloß.

Februar 1834, Nachts.

Mit ſchwerem Herzen ging ich heute in die Geſellſchaft, mit einem noch ſchwereren kam ich nach Hauſe. Das Ungewiſſe, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge gebracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die ſchreckende Möglichkeit, Dich zu verlieren. Die vielen Menſchen kamen mir vor, als wären ſie zuſammengekommen, um mir recht ſchmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt ſo gar nichts wäre, müßte ich von Dir ſcheiden. Ich ſah immer nur Dein Antlitz, Dein ſchönes heiliges Auge. Hatte Martenſen eine Ahnung meines Seelenzuſtandes, als er mir die Worte von Gemüthsruhe ſchrieb? Ich glaub' es faſt. Meine Gemüthsruhe findet ſich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne jeden Rückhalt, er iſt eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In dem entlaubten Hain ſcheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, ſteh' ich bei Gott, denn er iſt in Dir. O, du liebes herzliches Herz!

Morgens.

Hat ſich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes zudringliches Bild, find' ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick ent-

riſſen, ſo wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnſucht nach Dir bin ich heute erwacht.

Stuttgart, 10. Juli, 10 Uhr Abends.

Lotte Hartmann ſpielte dieſen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Clavier. Ich ſollte die Muſik fliehen, wenn ich von Dir getrennt bin, denn ſie erweckt in mir eine Sehnſucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich ſpüre, wie mein Herz ſich traurig in ſich zuſammenzieht und nur ungern weiterſchlägt. Es laſtet wieder recht ſchwer auf mir. Beim Abendeſſen ſagte der alte gute Hartmann mit ſeiner eigenen Herzlichkeit: »Heut iſt unſer Niembſch ganz ungut«, während ich eben an Dich dachte. Dieſes ſchreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkſt und traurig biſt. Gute Nacht, liebes Herz! Ich liebe Dich ſehr.

Eßlingen, 11. Juli 10½ Uhr Abends.

Heute beſtürmte mich Alex.*, hieher zu kommen, nachdem ich den ganzen Tag traurig geweſen war und ſehr unmuthig, flog auf dem Weg plötzlich eine Heiterkeit mich an, weil es Penzing** zuging. Ich ließ mir die liebe Täuſchung gern gefallen. Morgen geht es aber wieder zurück zu Kerner nach Weinsberg. Ich kann die Freundſchaft nicht mehr recht pflegen, ſeit mich die Liebe hat.

12. Juli, Morgens 6 Uhr.

Bevor ich aufſtehe und abreiſe, will ich noch ein Wort mit meiner Lieben ſchwatzen. Du haſt heute gewiß ſchon an mich gedacht, biſt auch ſchon auf in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küſſen können.

---

* Alexander Graf Württemberg.
** Vorort von Wien.

Weinsberg, 13. Juli.

Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil Abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten, heute besuchte uns Marie. Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts; morgen gehen wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! ist Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist $10^1/_2$ Uhr. Ich muß schließen. O, Geliebte!

Besigheim, 14. Juli, 1 Uhr Mittags.

Auf dem Rückgang von Weinsberg sind wir hier eingekehrt und ich benütze die halbe Stunde Alexandrinischer Pause für Dich, meine Geliebte. Alexander hat sich aufs Bett gelegt, um zu schlafen.

Kerner war sehr erfreut über den Besuch. Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen, Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in W. meinen ganzen S.* vor. Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.

Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch lustige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vergnügen verloren, mich an anderen Menschen zu freuen ohne Dich. Wärst Du dagewesen in Weinsberg! Selbst die Aeolsharfen wirkten nicht wie sonst auf mich.

Abends 10 Uhr in Eßlingen.

Heute übernachte ich hier, um morgen wieder in Stuttgart zu sein. Der arme Alexander hat ein bedenkliches Kopfübel, auch ist er abgeschwächt und von

* Savonarola.

üblem Aussehen, daß man das Schlimmste befürchten muß. Heut hoff' ich, hast Du meinen Brief erhalten. Wirst Du mir auch bald schreiben, o, thu' es, Liebe!

Stuttgart, 15. Juli, 10 Uhr Abends.

Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Divan und bin verdrießlich. Cotta zieht noch immer herum. Ich werde meinen S.* nicht selbst corrigiren, weil es mir lange dauern würde. Ganz correct will ich ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominikaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lange ohne Dich bin. Liebstes .....l! Ich komme, sobald ich kann, zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.

16. Juli, 10 Uhr Abends.

Cotta ist verreist und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehm finden wirst. Doch, wenn ich Dich wiedersehe, werden nur alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Leuk ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wäre ich lieber schon in der S.....gasse.

* Savonarola.

17. Juli, Abends 7 Uhr.

Mein Leben ist hier einen Tag wie den andern. Doch glaube ich, daß diese Monotonie mir unsere Trennung erträglicher macht, als wenn mein Leben wechselnd wäre und geräuschvoll. Ich habe wenigstens ungestört Muße, an Dich zu denken und bin nicht genöthigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig war, als in diesen Tagen. Meine guten Hauswirthe* nehmen mich hin, wie ich bin und sonst sieht mich fast Niemand. Alexander reist den 20. in das Schweizerbad Leuk. Dann bin ich noch einsamer. Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch Manches fand ich drin zu feilen. Wenn nur mein Savonarola bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr, in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das Meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es jetzt schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüthen mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen gibt, in welche getauchte welke Blumen wieder aufblühen.

Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst. Doch kann sich in meinem Unmuth nur alles flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne Dich geht's nicht!

18., Abends 10.

Heute habe ich einen tüchtigen Fußweg und mich müde gemacht. Ich war Abends bei meinem kranken

* Hofrath Reinbeck.

Freunde Carl Mayer in Cannſtadt. Er leidet an heftigen anhaltenden Magenkrämpfen, ſieht ſehr übel aus und muß eine Badecur brauchen. Da Cannſtadt nur eine Stunde Wegs von hier iſt, werde ich ihn während ſeines dortigen und meines hieſigen Aufenthaltes noch recht oft beſuchen, wodurch ich ihm viel Freude mache und zugleich den Geboten meiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrſcherin folge. O, ... , läge ich jetzt vor Dir auf dem Boden! Ich wollte das letzte Stäubchen Staub wegküſſen von Deinen ſchmucken, ſchmalen, herzigen Sohlen, und Dir bis ſpät nach Mitternacht in einem fort ſagen, daß ich Dich liebe, Dich, Dich, nur Dich.

Stuttgart, Juli 1836.

Mein Leben hier iſt ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenoſſen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmüthige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern. Meine Liebe neigt ſich hinaus in die Ferne nach Dir, ſie lauſcht und horcht nach Dir und ſtarrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der ſie umgeben iſt in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und den Tod. Mir iſt oft ſehr ernſtlich zu Muthe, als ob meine Zeit abgelaufen ſei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich über nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich ſchrieb ich Dir, Du möchteſt Deine Geſundheit pflegen und habe ſelbſt ſo wenig Lebensmuth. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der ſeit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überſchattet. Es drängt mich zu ſuchen, was ich wünſche.

Doch das wird vorübergehen. Wenn ich Dich nur erſt wiederſehe, o, Du mein Liebſtes.

6. Auguſt, Abends 10 Uhr.

Den Tag über arbeite ich, ſchrieb ich an M . . und Dich, und um 8 Uhr ging ich ſpazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und ſchwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einſam und mein Herz war traurig. Wie ich ſo fortſchritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meinen Füßen hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiter ſtieß, bis er wo an einem Strauche hangen blieb. Meine liebſten Stunden, die mit Dir gelebten, wo ſind ſie? Kommen ſie wieder? Meine Arbeiten, was ſind ſie? Blutige Fetzen eines ſchlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend.

7. Aug., 10 Uhr.

Meine Cigarre rauchend, ſchreibe ich Dir noch einen Gruß. Das Aſchenſtück an meiner Cigarre wird mit jedem Zuge länger, und das Aſchenſtück meines Lebens wird es auch mit jedem Athemzuge. So eine abglimmende Cigarre iſt ein trauriges Ding. Die Aſche fällt nicht weg, ſondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So Manches, was wir als Troſt bewahren, iſt nur bloße Aſchencontour.

8. Auguſt, 9½ Uhr Abends.

O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben in dieſer garſtigen Ferne? Ich ſehe Dich in dieſem Augenblicke wieder recht klar und ſchön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgſt. Heute ſpazierten wir Abends mit Reinbeck's und kamen an einem Minimum

von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte zu wohnen. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, daß ich's mit einer verrätherischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. .....! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben, so lang ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

»Leben Sie recht wohl und vergnügt!«

.....

In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nichts geschrieben. Liebe! Liebe!

Penzing, October 1836.

Ein Gespräch, wie unser heutiges, erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne; ich finde es in unserem Falle gut und recht den Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedesmal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den anderen käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für Andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Scheue Dich ja nie, mir dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemüthes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.

Penzing, 4. October 1836.

Es ist mir nicht mehr möglich, diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt, wie aus einer längst verlorenen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor, wie eine tanzende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen — denn sie freuen sich doch — desto trauriger wird es hier innen und ich muß mich davonschleichen mit dem, was ich im Herzen trage, und was Niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise schützend in unsere Mitte nehmen, unsere Liebe. Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß mir Einsamkeit noth thut. So lange ich mit Anderen noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt, wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablocken, während der finstere Alte drinnen sitzt und hämmert. O meine Geliebte, was schreib' ich Dir da wieder für dumpfes Zeug zusammen. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise hat mir heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh' zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. M.. ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlaf wohl, mein Liebstes, und träume Dich

in eine Welt, wo unſere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht!

Den 22. October 1836, am letzten Tage unſeres Zuſammenlebens in Penzing, Abends.

Dein Abſchiedsröslein liegt neben mir auf dem Tiſche und duftet ſo angenehm, als wollte der heutige Tag ſein ſchönes Leben in dieſer Blume aushauchen. O, es war ein ſchöner Tag! Ich habe ihn beſchloſſen, als ich im Garten von Dir ging. Mir iſt es faſt lieb, daß ich Dich ſpäter nicht mehr allein geſehen habe. Die Ungeſtörten waren einmal doch ſchon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wohl, du ſchöner Tag! Du flüchtiger Gaſt aus einer beſſeren Welt! Ich möchte weinen um Dich. O, liebe ..... Das iſt ein Tag, an deſſen Erinnerung ſich Dein Herz klammern ſoll; ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgſchaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forſchen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt ſei das Höchſte der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: ſo war es jedesmal eine Täuſchung und es folgte eine noch ſchönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Dieſe immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verbürgen mir ſeine Ewigkeit. Ich habe heute in Deinem ſchönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Recht deutlich ward mir heute wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele athmet. In einem ſo ſchönen Auge wie das Deinige zeigt ſich uns der Stoff, aus welcher einſt unſer ewiger Leib gemacht ſein wird, wie in einer prophetiſchen

Hieroglyphe. Wenn ich ſterbe, ſo geh' ich reich aus dieſem Leben, denn ich habe das Schönſte geſehen. Das Abſchiedsröslein duftet ſo angenehm, wie ein: Gute Nacht! von Dir! — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein ſchöner Tag. Ich liebe Dich grenzenlos.

Wien, October 1836.

Mein Fehler iſt, daß ich die Sphäre der Kunſt und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, ſondern beide ſich durchkreuzen laſſe. Gewohnt, in der Poeſie mich dem Zuge meiner Phantaſie zu überlaſſen, thu' ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geſchieht, daß in Momenten der Selbſtvergeſſenheit dieſe vielleicht zu viel geübte Kraft aufſtürmt und ihre eigenen ſchönſten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein ſehr ſchlechter Oekonom, auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte halte ich zu wenig Berechnung, Maß, Ordnung. Hier gilt Dein Wort: Es iſt nichts mit ſo einem Dichter. Ich bin Melancholiker; der Compaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als dieſen Schmerz zu verklären. Doch wiſſe, daß einem ſolchen Menſchen die Augenblicke einer wahren, heiligen Liebe tiefe Einſchnitte zurücklaſſen. Hier wird nichts obenauf gemalt, ſondern alles eingeäzt, gegraben und geſchnitten. Dein Bild aber und unſere ſchönen Stunden ſind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglückes, denn unſere Liebe iſt unglücklich.

Wien, October 36, Schwarzſpanierhaus.

Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Muthe, als ginge es auf eine weite Reiſe fort

von meinem Liebſten. Ich habe vor 5 Jahren mit leichterem Herzen das Schiff beſtiegen, das mich über's Meer tragen ſollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgaſſe trug. Die ſchöne Zeit iſt vorüber. Geſtern that mir das heitere Wetter faſt weh, weil ich nicht mehr bei Dir war. Schurz iſt ſehr freundlich und vergnügt über unſer Zuſammenwohnen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart. Geſtern früh war ich in der Stadt, kam zum Eſſen heraus und blieb dann den ganzen übrigen Tag allein auf meinem Zimmer, nur beſucht von mancherlei traurigen Gedanken. In meiner Verſtimmung ſchlug ich Klopſtock's Meſſias auf und las einen Geſang, da wurde es noch ärger. Dieſes breite, nüchterne Abhandeln religiöſer Myſterien gleicht faſt den neuen Entdeckungen der Chemiker, welche in ihren Verſammlungen ſich die verdichtete Luft in derben Brocken herumreichen. Viele von den Klopſtock'ſchen Verſen ſtießen mir geſtern auch ſo ein Stück verdickten Himmel an die Seiten. Doch welches Buch in der Welt hätte mir geſtern gefallen können.«

*

Dieſe Liebe blieb nicht ohne Epiſoden, es unterbrach ſie eine einſame Fußwanderung mit der einſt berühmten Opernſängerin Karoline Unger durch das Salzkammergut; dann eine leidenſchaftliche Hinneigung zu einem Mädchen in Stuttgart, das Lotte hieß, Lenau durch Geſtalt und Geſang mächtig feſſelte und dem er ſeine »Schilflieder« widmete. Man nannte ſie darnach immer die Schilflotte. Die erwachte Leidenſchaftlichkeit für die Ungarin, welche weder durch Jugend noch Schönheit, wohl aber durch Muſik und Geiſt zuerſt geweckt und, wie ein Freund Lenau's, der

Dichter Graf Heußenſtamm, mir verſicherte, nicht mit gleich ſtarkem Gefühle erwidert wurde, mochte wohl auch durch andere Motive Nahrung erhalten haben. Vielleicht auch war es trotz der Zugvogelnatur Lenau's ein tief in ihm liegender Wunſch nach Häuslichkeit, ein ihm ſtets eigener Hang nach Bequemlichkeit, nach ſorgenfreier Exiſtenz, der doch ihn mitbeſtimmte, einen eigenen Herd begründen zu wollen. Das folgende mir von ſeinem Schwager Schurz mitgetheilte Brieffragment gewährt einen Einblick in ſeine damalige Stimmung:

»Geliebteſter Bruder! Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünſche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau — und noch immer ledig. Was glaubſt Du, ſollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel, zuruft:

»Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib.«

Willſt nicht Du ſo gut ſein und ſolchen Ruf an mich ergehen laſſen? In Dingen, welche Glück brauchen, ſoll man ſich immer auffordern laſſen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! iſt, wenn davor copulirt werden ſoll, auch ſo eine Art Spieltiſch. Unbegreiflich leichtſinnig heiraten die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entſchloſſenheit, womit ſie das Schauerliche beginnen. Alſo Bruder! überlege Dir's und ſage mir im October, wo ich Dich ſehen werde, was Du denkſt. Der Gegenſtand meiner kühnen Schickſalshypotheſe iſt . . .

Iſchl, am 28. September 1839.«

An die schon genannte Karoline Unger richtete Lenau eine Reihe der leidenschaftlichsten Briefe; als aber bald sein heftiges Gefühl im Abströmen begriffen war, reuete es ihn, und er wollte die Briefe um jeden Preis zurückhaben. Weil er nun fürchtete, die Dame könnte sie auf eine schriftliche Aufforderung — sie befand sich damals zwei Tagreisen von Wien entfernt in Ischl — nicht senden, reiste er eigens zu ihr, um, wie er bei sich dachte, durch Ueberraschung die Briefe zu erhalten. Er trat ins Zimmer, und ohne irgend welche Umstände sagte er: »Ich komme, meine Briefe zurückzufordern, geben Sie mir meine Briefe!« Die erschreckte Frau gab sie ihm, er stürzte fort, und, wie er später dem ihm befreundeten Musiker Karl Evers erzählte, tanzte er in der Hausflur vor Freude, daß er die Briefe wieder hatte, die er dann verbrannte. Sie sollen zu dem Bedeutendsten und Interessantesten gehört haben, was er überhaupt jemals geschrieben.

Das Bild des Dichters, wie es sich in einem Frauenauge, dem die herbsten Thränen der Erde entflossen sind, gespiegelt hat, sei hier mitgetheilt; es ist von jener Frau gemalt, der wir die an sie gerichteten Briefe in den vorangehenden Blättern zu verdanken haben.

»Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slovake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen

Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens, wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.«

Ein Spaziergang.

Es war im Frühling des für Lenau so verhängnißvollen Jahres 1844. Lenau wohnte damals bei einer ihm innig befreundeten Familie im Dorfe Lainz, das eine Stunde von Wien entfernt liegt. Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause, er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren Omnibusse aufgestellt. »Wir wollen

lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen! Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten durch's Leben fahren zu können.« Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein Paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: »Euer Gnaden! da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an.« — »»Sie haben Recht!«« sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort. »»Aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht, als mit ihm.«« Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten würde, es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit ferne hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte, die sie so häufig dem Unbegüterten aufzubürden pflegt. Lenau besaß die Passionen eines reichen Cavaliers, der durch nobles Geldverthun gerne heitere Gesichter um sich sieht. Er mied, wie überhaupt die Gesellschaft, noch mehr die aristokratischen Kreise, deren Zierde er durch Geist und feinen Anstand hätte sein können, in die zu treten der Edelmann jedenfalls berechtigt befunden worden wäre. Eduard, der Bruder des dahingeschiedenen Dr. Ernst v. Feuchtersleben, der zu Aussee, dem Geburtsorte der modernen Philippine Welser, lebte, wohin Lenau einigemal kam, wollte ihn dem eben in Aussee anwesenden Erzherzog Johann, dessen Begleitung gewöhnlich die Honoratioren daselbst bildeten, vorstellen. Er lehnte es ab. Wenn Lenau in scheinbarem Widerspruche mit seinem Gedichte »Protest« das fünfzigjährige Jubiläum des Erzherzogs Karl mit einem Gedichte feierte, so wurde er dazu durch seine geselligen Beziehungen zu einer Familie veranlaßt, in welcher

er Jahre lang geſtanden, in deren Kreiſen auch die ſchönen Gedichte: »An Kleyle«, »Im Vorfrühling«, »Am Grabe E. Mikſchik's«, »An Louiſe« (v. Sommaruga) u. ſ. w. entſtanden ſind. Erſt in ſeinem Nachlaſſe fand man eine ihm damals als Dank zugeſendete goldene Jubiläums-Medaille, deren er nie erwähnte.

Ich erinnere mich auf dem Gange nach Lainz unſerer Geſpräche nicht mehr, die wir während einer langſamen Fußwanderung führten, nur eine Aeußerung weiß ich beſtimmt, daß er über ſchlafloſe Nächte klagte und wie er den wenigen Schlaf, deſſen er genöſſe, mit reichlichem Schweiße büßen müſſe. »Das hat etwas zu bedeuten!« ſchloß er ſeine Mittheilung. Wir kamen an einem Laden vorbei, wo Loſe zu einem Herrſchaftsgewinne angekündigt waren. »Wie wäre es,« fragte ich, »wenn wir ein Los zuſammen nähmen, dann ging es vielleicht mit den vier Hengſten!« — »»Bene amice! Rogatus lude!«« Wir kauften ein Los, er nahm es zu ſich und ſchrieb mir im Laden eine Beſtätigung. Als ich dagegen proteſtirte, meinte er lächelnd: »Man kann nicht wiſſen, wie Einen der Tod hinterſchleicht.«

Urſachen des Wahnſinns.

Durch die »Augsb. Allgem. Ztg.« erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe ſich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu ſagen pflegte: »Das habe ich verpaßt,« oder wohl auch, je nach Stimmung: »Die Ehe iſt ein unnatürliches und ſomit unmoraliſches Inſtitut;« er alſo verlobt! Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohl wollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm ſein Entſchluß Glück bringen werde. Mancher ſagte wohl gar: »Das

iſt ein verrückter Streich!« Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, faſt luſtige. Er wollte in der Brühl, in der Nähe von Wien, von dem Novelliſten v. Bayer-Rupertus ein Haus und einen Garten kaufen. Es erſchien an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne die Stimmung als eine überreizte. Ich war damals nur zweimal mit ihm zuſammen. Einmal im Gaſthofe »zum Amor« in der Singerſtraße mit dem uns befreundeten Dr. Alfred Julius Becher, demſelben, der nach Niederwerfung der Wiener Bewegung im Jahre 1848 durch Windiſchgrätz's Gnaden erſchoſſen wurde. Als ich eine Flaſche des beſten öſterreichiſchen Weines von Weidling — wo jetzt der Dichter begraben liegt — bringen ließ, und wir auf das Wohl ſeiner Braut anſchlugen, ſagte er: »Meine Braut wird Euch gefallen. Das iſt eine echte deutſche Jungfrau!« — Er lud mich ein, ihn in Lainz, wo er wieder wohnte, zu beſuchen, um ihm mein eben vollendetes Gedicht: »Don Juan de Auſtria« vorzuleſen. Wir fuhren, Franz v. Schober, A. J. Becher, Max Löwenthal und noch einige Freunde, deren ich mich nicht erinnere, an einem regneriſchen Nachmittage zu ihm. Er empfing uns mit einer faſt erſchreckenden Heiterkeit.

Ich muß hier manchen ſehr merkwürdigen Ausſpruch Lenau's über Kunſt verſchweigen, ſo auch manchen geiſtreichen und ſcharf treffenden Tadel, weil er nur durch ausführliche Hinweiſung auf Geſtalten und Gruppen meines Gedichtes verſtändlich würde. Ich erwähne nur, daß er ſich wie bei »Colombo« antrug, auch der Pathe des »Don Juan de Auſtria« werden zu wollen: »Cotta muß das Gedicht drucken, ich werde mit ihm davon ſprechen und etwa 14 Tage nach meiner nächſt vorſtehenden Reiſe ſchicke es ihm ein und berufe Dich auf mich.« — Die tief ernſt erſcheinende Haus-

frau lud uns nach der Vorleſung zu einem Thee. Lenau war in erhöhter, gereizter Stimmung und begab ſich bald in ein zweites Zimmer, legte ſich angekleidet wie er war, auf's Bett und bat uns, die wir ihm folgten, uns im Geſpräche nicht ſtören zu laſſen, er wolle ſchon mitreden; nur ſei er ſehr müde, »Frankl! lies uns doch die Strophe von der ſchlafloſen Nacht noch einmal vor.« Als ich geendet hatte, klagte er, wie neulich auf dem Gange nach Lainz: »Ich erwache jeden Morgen aus halbem Schlafe, der mit den wahnſinnigſten Träumen angefüllt iſt, in Schweiß gebadet. Es iſt etwas in dem Organismus, das heraus will; die Poren ſind aber zu klein für die Krankheit.« Wir tröſteten ihn mit ſeiner auffallend guten, friſchen Geſichtsfarbe, die vielleicht nur das Symptom eines ſchon fiebernden Blutes war. Ich ſah ihn an dieſem Tage zum letztenmale in geiſtig geſundem Zuſtande.

Im Jahre 1845 machte ich eine Reiſe durch Deutſchland; in Stuttgart angelangt, war es meine erſte Sorge, mir bei der Familie Reinbeck nähere Auskunft über den Kranken zu verſchaffen: Als ſich Lenau verlobte, waltete eine durch nichts verſchuldete unwillkürliche Täuſchung ob: Die Verlobten hielten ſich gegenſeitig für reich. Der Irrthum klärte ſich bald auf. Lenau wurde daher von der beunruhigendſten Sorge ergriffen. Von den Zinſen ſeines für ſeine Schriften ihm contractlich zugeſicherten Capitales 20.000 fl. Rheiniſch konnte er, bei ſeiner Weiſe zu leben, kaum allein exiſtiren. Seine Braut aufzugeben, verboten ihm Neigung und Ehre. Da kam noch ein Umſtand hinzu: die genannte Summe ſollte in Raten bezahlt, die rückſtändigen bis zu ihrer völligen Auszahlung verzinſt werden, was früher wenigſtens oft ausgeſprochen war. Lenau hatte es irrig ſo verſtanden. Nun noch weniger im Stande, für einen

Haushalt zu ſorgen, ergriff ihn die Angelegenheit bis ins Innerſte. Er kam mit einem Zornanfalle in ſeine Wohnung zurück, der ſich faſt zur Wuth ſteigerte. Es rührte ihn der Schlag. Kaum geneſen, kamen Briefe aus Wien von einer Dame; ſie mögen ſehr leidenſchaftliche Vorwürfe, vielleicht auch zu wohlbegründete Furcht für des Dichters Zukunft enthalten haben. Er verbrannte ſie jedesmal. Ein Brief ſagte: es ſei ein gutes Zeichen, wenn noch Briefe kommen, wenn ſie erſt heiter würden, und dann gar nicht mehr kommen, dann .... Lenau wurde wahnſinnig. Gewiß waren es die letzterzählten Momente nicht allein, die ein ſo trauriges Geſchick des Dichters bedingten, wenn auch herbeiführten. Sie waren die nächſten Urſachen eines vielleicht durch die Leidenſchaftlichkeit eines Vaters, die ſich ſelbſt aufreibt, durch die phantaſievolle Mutter Angezeugten und Empfangenen. Ein choleriſch-melancholiſches Temperament läßt ſchon den Knaben die Einſamkeit lieben. Seine kindlichen Spiele verrathen eine ernſte glühende Einbildungskraft, die ſich auf fromm religiöſe Anſchauung, auf kirchliches Gepränge beziehen. Jene Triebe in der phyſiſchen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verluſt einer leidenſchaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der Sohn als Wärter lebt, bringt in ſein ernſtes Gemüth nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geiſt, der ruhelos Befriedigung ſucht, ſchweift von einer Wiſſenſchaft zur andern. Nirgend ſcheint ſich ihm das Räthſel zu löſen. Er beginnt ſtarke, melodiſch geformte Fragen an das Leben, an die lebloſe Natur, die er vor Allem liebt, vor der ihm aber doch graut, ſo oft er ſich in ſie verſenkt, zu richten. Er ſchreibt Gedichte. Die alte Welt widert ihn an, er geht zu Schiffe, der troſtlos gren-

zenloſe Ocean ſtimmt ſein Herz erhabener, aber auch einſamer. Sein Ideal iſt in der neuen Welt, iſt — diesſeits nicht zu finden. Einſame Ritte durch den Urwald ziehen ihm lang andauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die ſchwanke See den Scorbut. Sein Unterleibsſyſtem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgeſetztes Forſchen mehr mit der Phantaſie als dem klaren Verſtande, erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speiſen, für feurigen Wein, für ſtarken Kaffee und narkotiſchen Tabak vermindern ſie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemeſſener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbſtſchätzung unbefriedigt. Die Phantaſie des Dichters verſenkt ſich in die Bücher der Gnoſtiker. Die myſtiſche Weltanſchauung bemächtigt ſich ſeiner; dabei eine Vorliebe für das ſagenhaft Wilde, das ſchauerlich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämoniſchen. All' dieſem iſt durch keine praktiſche Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Dieſe intenſiv feurige Seele, in welcher die geiſtigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urtheils beherrſchen, hat früh die Liebe zu einer Unwürdigen überkommen; das Verhältniß blieb nicht ohne Folgen und wirft einen peinigenden Schatten in ſein Gemüth, durch ſein ganzes Leben. Als ihn das Gefühl der Liebe wieder ergreift, bringt es ſeinen Geiſt in Kämpfe neuer Art. Sehnſucht und Vorwurf ringen gleich ſtark in ihm. Er ſucht frei zu werden, es hat ihn langſam, aber mit um ſo ſichereren Banden angeſchmiedet. Er fängt an, unter fortgeſetzter geiſtig aufregendſter Arbeit, über das abnehmende Leben, über den Verluſt der Jugend zu klagen; er bemerkt

erlöſchende phyſiſche Kraft, eine geiſtig gedämpfte dürfte dem Kenner Lenau'ſcher Werke in den letzten Scenen des »Don Juan« entgegen dämmern. Er hält das Glück eines eigenen Herdes, einer beglückenden Häuslichkeit für »verpaßt«, Sorge um die Zukunft ergreift ihn. Doch verlobt er ſich mit einer vermeintlich reichen Braut. Der Wunſch, ſich in der Nähe Wiens anſäßig zu machen, die Abſicht, noch manche Geſchäfte zu ordnen, führen ihn dahin zurück. Wenn alle Freunde den letzten Schritt des Freundes nur bedenklich finden, ein weibliches Herz iſt durch ihn zertreten — das ſtirbt nicht ohne ſchmerzlichſten Aufſchrei. Er reiſt ab, ein Unfall auf der Donau ſetzt ihn ſtundenlang nächtlicher Kälte und Näſſe aus, und macht den reizbaren Organismus nur noch empfindlicher. Die angedeutete Enttäuſchung tritt ein, die Sorge legt ſich mit einem Vampyrrüſſel an das ängſtlich klopfende Herz, das ſchon einmal an einer Entzündung gelitten hat. Die heftigſte Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenſchlag, er legt die kalte Todeshand — vorerſt nur mahnend — an ihn. Erſchreckende Briefe fliegen ihm zu. Entſetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur und — »Du kennſt,« äußerte Lenau einmal, »die Geſchichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenroſſen. Wir Dichter ſind alle ſo phantaſtiſche Wagenlenker, die ſehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geſchleift werden können.«

In Winenden.

Im Herbſte 1845 beſuchte ich den armen Kranken in Winenden. Mein Landsmann, der verſtorbene Schriftſteller Franz Nork, war mein Begleiter. Ich copire

hier, um vom unmittelbaren Eindrucke nichts zu verwiſchen, das Fragment eines Briefes, den ich damals nach Wien ſandte.

»Dienſtag den 4. November 1845 fuhr ich Früh um 6 Uhr nach Winenden. Wir langten durch eine hügelige Landſchaft um 9 Uhr an; ich ſtellte mich dem Hofrath Zeller vor und betrat mit ihm, dem Aſſiſtenten und dem Wächter mit klopfendem Herzen die Zelle. Lenau ſtürzte mir mit einem Freudenrufe: »Frankl!« entgegen, küßte mich heftig und preßte mich eine Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er ſich ab, fing an zu pfeifen, lateiniſch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er ſeine Violine, kratzte, der ſonſt ſo vortrefflich zu ſpielen verſtand, einen Ländler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich ſuchte ihn zu fixiren, wie z. B. »Aber, lieber Niembſch, ſpiele doch etwas von Beethoven, den Du ſo ſehr verehrſt!« — »Ah, von Beethoven! den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müſſen uns dutzen, lieber Bruder!« Darauf geigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernſt und heldenfeſt vor uns ſtehen; wie überhaupt ſeine Geſtalt, ſonſt geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfhöher iſt. Er trägt einen langen Bart, die Haare ſonſt ſchon grau untermiſcht, ſind wieder ſchwarz, die Muskulatur ſtramm, nicht fett; nur das Auge iſt umflort, er iſt ſchön! Wie ſich phyſiſch ſeine Jugend vordrängt, ſo auch ſeine früheſten Erinnerungen. Er ſpricht jetzt mit ungariſchem Accente deutſch, während es ſonſt aus ſeinem Munde rein klang. Er lief fortgeſetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, ſo that er dies ſehr höflich, ſtand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und ſpielte tanzend

einen Ungariſchen, dann wandte er ſich zum Arzte: »In der Muſik liegt alles Geheimniß, aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutiſches Syſtem herausconſtruiren!« Gewöhnlich folgte den Reden ein ſchallendes blödes Gelächter. »Was läſſeſt Du nach Wien ſagen?« — »Ah, ich reiſe mit, und die Sophie wird geheiratet! Dieſe Kappe hat ſie mir geſtickt. Weißt Du, Bruder, beim Amor der goldene Wein!« — »Hat Dich der Beſuch Auerſperg's nicht gefreut?« — »O, Auerſperg! In omnibus partibus! Quos ego! ha, ha, ha!« Er ſetzte ſich zu mir, umarmte mich, drückte mir die Hand: »Nicht wahr, Bruder! das thut gut!« Dabei zog er aus ſeiner Rocktaſche zuſammengeleſene verdorrte Blätter; er warf ſie fort, bis auf eines: »Dieſes koſtbare Blatt ſchenk' ich Dir, das hat — ha, ha, ha! dem Baume viele Mühe gekoſtet.« Ich mußte der Verſe gedenken:

»Dies dürre Blatt,
Dies leichte off'ne Brieflein hat
Der Tod an mich geſchrieben.«

Einigemal nahm er einen Seſſel und ſchwang ihn: »Ich bin ſtark, ich erobere die Welt.« — So ging es toller noch, eine volle Stunde, mir war das Herz zerriſſen, ich war entſetzt und konnte mich doch nicht loßreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden, ich nahm Abſchied, er beachtete dies gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der ſeltſamer Weiſe von den beſten Hoffnungen beſeelt iſt, zu denen ihn mehr ſein Wunſch, ſeine beſondere Liebe zu Niembſch, als ſein mediciniſches Wiſſen zu berechtigen ſcheinen. Seit langer Zeit kehrt das ſonſt für Stunden klare Bewußtſein nicht mehr zurück, die Gedanken auf fortwährender Flucht ſprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß ſie ihm ſelbſt erkennbar ſind. In raſendem Zuſtande verſchlingt

er ſchon Verſchlungenes wieder und conſtruirt und bildet Menſchen daraus. Du weißt, ich weine nicht leicht, diesmal that ich es mit Zeller gemeinſam und dann allein wieder. Ich habe den erſchütterndſten Eindruck erlebt. Ich ſehe keine Hoffnung! Legen ſich auch die Wogen, aus deren Brauſen die Aerzte hier noch eine günſtigere Vorherſage ſchöpfen zu können glauben, ſo wird der ſtürmiſch gehenden Fluth, nach meiner Ueberzeugung, ein Verebben folgen. Wenn das geneſen heißt, ſo können wir den tiefſchmerzlichen Anblick erleben, daß der phantaſiereiche Dichter uns als ein Blödſinniger entgegentritt, der ſich und die Welt nicht mehr kennt. Ich wünſche ihm aus tiefſtem Herzen den Tod. Wenn er aber völlig geneſen, wieder er ſelbſt werden könnte, ſo müßte er nach Wien in ſeine gewohnte, bekannte Umgebung gebracht werden, denn hier wird er vielfach mißverſtanden. Als er vom goldenen Weine »beim Amor« zu mir ſprach, wurde das als ein ſich Beſchäftigen mit griechiſcher Mythe genommen, bis ich ſie als eine Erinnerung an eine wirkliche Scene, die ich mit ihm verlebte, erklärte.

Ich weiß einen ſo tief ſchmerzlichen Mißton, der durch die Seele derjenigen ſchneidet, deren Auge auf dieſen Zeilen ruht, nicht melodiſcher aufzulöſen, als durch Lieder, die unſer gemeinſchaftliche Freund Anaſtaſius Grün bald nach der Trauerkunde für meine »Sonntagsblätter« ſandte; ſie ſind von mir nach ſeinem Tode in der Geſammtausgabe ſeiner Gedichte aufgenommen worden, und da dieſe ſich nicht in allen Händen derer befindet, die das vorliegende Buch leſen, ſo mögen von den zwölf Sonetten, fünf derſelben die vorliegenden Blätter ſchmücken:

An Nikolaus Lenau.

„Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rathe der Natur!“
Lenau.

Als wettergleich fernher ertönt' die Kunde,
Daß du geſchmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir ſchneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich ſprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch möcht' an dir zu ranken ich nicht meiden;
Ein Gottesurtheil war mir dein Entſcheiden,
Mein liebſter Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du ſprachſt mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hielt'ſt mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zeriſſen,
Und todt in dir mein Hoffen, mein Gewiſſen.

*

O, hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüthen bringen.

Sei's auch ein düſt'res Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es iſt dein Lied der räthſelvolle Falter,
Der einen Todtenſchädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleicht's, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde;
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

*

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Zieh hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesſeele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Seele.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen ſtähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüſtung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle!
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund und ſeine Stirne kühle.

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er geneſen.

Winnenthal.

1845.

Welch' Wiederſehn! Zerſtörung und Entſetzen!
Ein prächt'ger Vollmondhimmel war dein Träumen;
Jetzt praſſeln Sterne, fallend in den Räumen,
Durchraſ't von Blitzesknäueln, Wolkenfetzen.

Ich beb' — und ſoll vielleicht dich glücklich ſchätzen!
Krankheit vielleicht iſt höhern Lebens Schäumen;
Wir ſehn das ſchwarze Zauberroß ſich bäumen,
Wild reißt es aus, geſpornt, in ſcheuen Sätzen.

Ein kecker Reiter ohne Zaum und Decken
Sprengſt du auf ihm durch ungemeſſ'ne Weiten
Und wirfſt uns zu im Flug gepflückte Sterne.

Doch uns lähmt die Bewunderung der Schrecken;
Indeß der Blick noch zagt dich zu begleiten,
Verſchwand dein Flug im Nebelgrau der Ferne.

*

Im Hofraum plätſchert noch der alte Bronnen
Wie einſt, als dieſe Mauern Kloſterhallen;
Er ſah im Zwangshabit einſt Mönche wallen
Und ſang ſie ein in der Verzückung Wonnen.

Doch andern Cultus hat der Herr erſonnen,
Ihn preiſ't der Mönchchor, ihn des Wahnſinns Lallen;
Noch wohnen hier, die mit der Welt zerfallen,
Im Zwangshabit, von glüh'ndem Traum umſponnen.

Sie haben eingekleidet dich der Zelle.
Clauſur verſchloß das Pförtlein, da wir harrten,
O, ſink in himmliſcher Entzückung Wonnen!

Iſt's auch nur Traum, ſei er doch ſüß und helle;
Die alten Blumen ſäuſeln noch im Garten,
Im Hofraum plätſchert noch der alte Bronnen.

In Döbling.

Dr. Alexander Bach, ſpäter k. k. Miniſter des Innern und Botſchafter am römiſchen Hofe, Exc., verſammelte als Curator des Kranken im Frühjahre 1847 mehrere Aerzte in der Irrenanſtalt des Dr. Görgen zu Döbling, wohin Niembſch mittlerweile gebracht worden war, die Doctoren: Seeburger, Feuchtersleben, Riegler. Ich wurde, weil ich über den Zuſtand in Winenden berichten konnte, der Berathung beigezogen. Die Diagnoſe, die ſich bei der Leichenöffnung nicht beſtätigte, lautete: »Gehirnerweichung.« Niembſch kannte damals Niemanden mehr; er ſaß vorgebeugt auf dem Sopha, athmete ſehr hörbar und war zu keiner Antwort zu bewegen. Der Frühling des folgenden Jahres 1848 kam mit ſeinen grünen Hoffnungen und blühenden Verheißungen wieder ins Land. Lenau, ſein Sänger, erwachte nicht mehr aus der ſtarren geiſtigen Dumpfheit.

Der lebhafte Wunſch, den Dichter, den mehrere Maler: Rahl, Staub, Kriehuber, v. Franck, Danhauſer, die Reinbeck, dieſe vor der transatlantiſchen Reiſe, gezeichnet oder gemalt haben, der Nachwelt plaſtiſch zu erhalten, veranlaßte mich im Sommer 1849 mit dem Bildhauer Hirſchhäuter die Irrenanſtalt zu beſuchen. Niembſch ſaß zuſammengekauert da. Haar und Bart, nicht geſchoren, waren grau geworden und hingen lang herab. Das Haupthaar war geſcheitelt, das Ausſehen fahl, nicht auffallend krank, die Augen ſtarrten gläſern. Er kannte mich nicht. Er hatte ſeit Monaten ſchon die Sprache verloren, hörbares raſſelndes Athmen oder wildes Schreien waren ſeine einzigen Laute. Dr. Görgen erzählte uns mehrere Züge vom Kranken: als beſonders charakteriſtiſch hob er hervor, wie der im Ausdrucke ſtets keuſche Lenau jetzt vorwaltend von cyniſchen Vorſtellungen beherrſcht ſei, faſt ausſchließlich laſciv ſpreche. Die Natur Lenau's war eine tief ſinnliche, und es iſt begreiflich, wie ſie, von der Herrſchaft des Verſtandes befreit, ſich feſſellos erging. Eines Tages führte man den Kranken über eine Treppenbaluſtrade, die mit Büſten von Philoſophen, Dichtern und Aerzten geziert iſt. Die Mutter des Arztes, die ihn eben begleitete, ſagte zu ihm: »Sehen Sie, Hr. v. Niembſch! dies iſt der Dichter Homer.« — »Ah, Homer! Niembſch iſt auch ein großer Dichter.« — »Dies iſt Plato's Büſte.« — »Der die dumme Liebe erfunden hat!« ergänzte er mit ſchallendem Gelächter. Einmal wurde Nachts im Zimmer Lenau's heftiges Weinen gehört; Dr. Görgen eilte hinein, und auf vieles Fragen, was dem Kranken fehle, antwortete dieſer weinend: »Niembſch iſt ſehr unglücklich.« Es war dies nach langer Dumpfheit ein überraſchendes Aufflackern — ein Verlöſchen. Dieſe Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Der Bildhauer wünschte ein Daguerreotyp oder ein, wenn noch so flüchtiges Porträt Lenau's, da es nicht anzunehmen war, daß der Kranke so lange ruhig sitzen werde, bis er das Antlitz geformt, und so ging ich bald darauf mit dem Maler Josef Aigner in die Anstalt. Ich brachte die Zeit, während der Maler beschäftigt war, im Garten zu und schalte aus der handschriftlichen Aufzeichnung Aigner's folgende Stelle ein: »Der Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns zum Zimmer Lenau's. Im kleinen Vorzimmer stand ein Clavier, darauf lag eine Violine; ungebraucht, bestaubt, schien sie, die Freundin seiner Seele, vergessen, auf dem Clavier zu liegen. Der Arzt betrat das Zimmer zuerst, um den Kranken vorzubereiten. Nach einer kurzen Weile ließ er uns eintreten. Welch' ein erschütterndes Bild! In einem braunledernen Lehnstuhle saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele; ein gelblich bleiches Gesicht, langes, von der Stirne zum Scheitel getheiltes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, voller grau-schwarzer Bart und ein Auge — nicht wahnsinnig, so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth begegnete wie fragend dem Auge. Ich täuschte mich wohl, denn es lebte kein Gedanke, keine Frage mehr in des Dichters Brust. Auf die freundliche Erklärung des Arztes, daß er jetzt werde gemalt werden, klagte ein mir die Seele zerschneidendes Wimmern aus ihm hervor. Aufmerksam-furchtsam, so schien es, folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis es zum Malen kam. Endlich konnte ich beginnen; fieberhaft aufgeregt, entwarf ich rasch mit Kreide die Contour auf Leinwand und fing zu malen an. Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der matte Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah; regungslos ließ

er mich gewähren, nur ſtieg in immer kürzeren Zwiſchenräumen der leiſe wimmernde Ton aus ſeiner Bruſt, der mich ſo ergriff, daß ich meiner Hand kaum mächtig war, und Thränen verdunkelten mir die Augen. In demſelben Momente ſtieß der Kranke ein krächzendes Geſchrei aus, zitternd, vor Grimm ſchien es, ſtreckte er mir die Zunge ſpitz entgegen. Ich mußte an einen Adler denken, der ſich zornig auf ſeine Beute ſtürzt. Ich war erſtarrt! Nach einigen Minuten ſaß er wieder regungslos, bis ſich die Scene wiederholte, dann wendete er jedesmal ſich ab, als wolle er, kam mir vor, das Malen nicht ſtören; denn nach dem Schreien warf er ſich immer genau in dieſelbe Lage und ſah ruhig und regungslos mein Thun an. Aber die Zornmomente folgten ſtets raſcher auf einander — der Wärter wurde gerufen — ich hielt dem Kranken ſein Bild hin, er ſtarrte es wie eine leere Leinwand an — dann tobte er wieder — ich verließ entſetzt die Stube, die Anſtalt, und erſt im Freien gewann ich einige Faſſung, aber das Bild hat mich mit ſeinen Schrecken nicht wieder verlaſſen.«

Das Bild hängt über meinem Schreibtiſche, an dem ich dieſe Blätter zurecht lege und iſt denſelben in treuer Nachbildung beigegeben. Zum Sterben ähnlich, macht es aber, bis auf den etwas ſtarren Blick, nicht den Eindruck eines Geiſteskranken, ſondern eines ſich in Gedanken tief verſenkenden Menſchen. Nach dieſem Bilde nun und einem Daguerreotype, das eine Freundin des Dichters ſpäter mittheilte, formte der Bildhauer eine Statuette. Der Dichter, in einem ungariſchen Pelzrocke, wie er ihn einſt, als er zuerſt aus ſeinem Heimatlande kam, trug, lehnte ſinnend etwas gebeugt, vor ſich hin zur Erde blickend, an einem zerſpellten Eichenſtamme.

Dichtergeſchick.

Wahnſinn'gen Blickes ſchauſt du auf mich nieder,
Fauſt-, Don Juan- und Albigenſer-Dichter!
Es iſt die Welt kein mitleidvoller Richter
Für Träumende auf des Geſangs Gefieder.

Unſterblich ſind ſie nicht allein durch Lieder,
Ein tragiſches Geſchick muß als Vernichter
An ihre Geiſter hängen die Gewichter,
Des Genius Symbol iſt eine Hyder.

Genügten des Alkiden Heldenthaten?
Ihm hat Unſterblichkeit ſich erſt verbündet,
Als Dejanirens Giftkleid ihn verrathen;

Bis er wahnſinnig auf des Oeta Spitze
Sich hat den Scheiterhaufen angezündet
Und zum Olymp ihn trugen goldne Blitze.

*

Blind zog Homeros hin durch Hellas' Lande,
Der Götter und Heroen uns geſchildert;
In grauenhaftem Wahnſinn ward verwildert
Torquato's Geiſt, umwallt vom Liebesbrande.

Ein Flüchtling war, dem Vaterland zur Schande,
Der Höll' und Paradies uns vorgebildert!
Ein Sclave hat Camoëns Noth gemildert,
Cervantes trug das Sclaventhumes Bande.

Es lebte Perſiens Dichter im Exile,
Und da man heim ihn zum Triumphe holte,
Kam ihnen ſtumm ſein Leichenzug entgegen.

Und Byron's Ruhm, den wohl erreicht nicht Viele,
Erſt als im Freiheitsbrand ſein Leib verkohlte
Ward ihm Unſterblichkeit als ſpäter Segen.

Leichenöffnung.

Am 22. Auguſt 1850 Vormittags kam Schurz zu mir, er weinte nur die Worte hervor: »Es iſt aus!« Ich wußte, weſſen phyſiſches Ende gekommen war.

Schurz bat mich, die Anordnungen rückſichtlich der Leichenfeier, namentlich Geſang zu beſorgen, und der Section am folgenden Morgen zu aſſiſtiren, die der dem ſchweſterlichen Hauſe Lenau's befreundete Arzt, Herr Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach, vornehmen ſollte.

Ich lud Hirſchhäuter ein, mich in die Irrenanſtalt zu begleiten, um im Intereſſe der anatomiſchen Wiſſenſchaft einen Schädelabguß zu nehmen. Nach dieſem hat ſpäter durch Vermittlung des Grafen Franz Thun, der ſich von mir einen Abguß erbat, der Phrenologe Noël ſeine Beurtheilung niedergeſchrieben. Die Lenau perſönlich kannten, werden, wenn ſie den Theil über die moraliſchen Fähigkeiten leſen, als Gläubige für die phrenologiſche Wiſſenſchaft gewonnen werden. Allerdings iſt es zu beklagen, daß Noël wußte, weſſen Schädel er vor ſich hatte.

Nach dem Schädelabguſſe nahm am 23. Auguſt Dr. Heinrich Meckel die Obduction vor. Ich führte das Protokoll. Sowohl dieſes, wie der phrenologiſche Bericht ſind ihrem ganzen Inhalte nach in der erſten Auflage des vorliegenden Buches enthalten, worauf ich die fachmänniſchen Kreiſe hinweiſen muß, indem die Rückſicht beſonders für Frauen und ſonſt Empfindliche den Wiederabdruck zu unterlaſſen rieth. Eine ärztlich pſychiatriſche Beſchreibung iſt auch von Dr. Meckel in der »Allgemeinen Zeitung für Pſychiatrie« von Damerow im Jahre 1850 niedergelegt worden.

Das Leichenbegängniß.

Der in der alten und in der neuen Welt keine Befriedigung fand, im Urwald, an Katarakten, auf Gletschern vergebens nach dem Frieden der Seele gerungen, der sollte auf einem Dorfkirchhofe, in einem stillen, berg- und waldumfriedeten, von einem kleinen Bächlein durchrauschten Thale zur ewigen Ruhe gebettet werden! Auf einem Hügel, von Akazien umschattet, an einen Weinberg gelehnt, steht ein kleines zierliches Haus; das letzte des Dorfes Weidling, hat es die Aussicht auf den Friedhof. Dies Haus war Lenau's seither verstorbener Schwester, Therese Schurz, eigen; vor demselben hinüberblickend, sagte der Dichter einmal zu ihr: »Auf diesem Friedhofe möchte ich begraben werden.«

Der Sarg wurde von dem Sterbehause in die Kirche von Döbling gebracht und daselbst eingesegnet. Unter den zahlreichen Gästen waren auch die persönlichen Freunde des Hingeschiedenen, die Exc. Minister Dr. Alex. Bach und Dr. Ant. Schmerling anwesend. Hierauf wurde von einem mit vier Pferden bespannten und reich bekränzten Wagen die Leiche, auf der Straße zwischen der Donau und dem Kahlengebirge hin, in das stille Thal von Weidling gefahren.

Das Glöcklein der Dorfkirche rief um die sechste Abendstunde eines sommerlich schönen Tages die Bewohner von Weidling zusammen. Vor dem einfachen Altare stand ein mit schwarzem Sammt überhangener Sarg mit dem umgestürzten Wappen, denn der Besitzer desselben war der Letzte seines Stammes, geschmückt.*

* Ich bewahre dasselbe als Andenken; es zeigt in einem viergetheilten Schilde je eine Rose und Lilie, und eine auf einem Felsen ruhende Burg. Es ist eigen, daß das Wappen

Ein grüner Eichenkranz dunkelte auf demſelben aus bunten Blumenguirlanden und Sträußen hervor. Der Prieſter ſegnete die Leiche ein, die Sänger des nahen Kloſterneuburg ſtimmten den Geſang an und dann bewegte ſich der Zug, die Schuljugend voran, dann der Sarg, dem die Schweſtern Lenau's mit ihren Töchtern in tiefer Trauer, mit ihnen die Freifrau v. Suckow, als Schriftſtellerin Emma v. Nierndorf genannt, und eine Anzahl von Verehrern, Männern und Frauen, folgten, dem Friedhofe zu.

Ein Quartett des Wiener Männergeſang-Vereines ſang, die Worte aus des Dichters ſchönem Sonette: »Auf den Friedhof zu Salzburg«, von Guſtav Barth componirt:

»O ſchöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruheſtätte für die müden Glieder,
Hier ſingt der Frühling Auferſtehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeſchworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man ſein Liebſtes ſenkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir ſehn uns wieder,
Es ſind die Todten uns nicht ganz verloren.«

Die Dichter Ludwig Foglar, Anton Schurz, Heinrich Laube ſprachen dann, in Vers und Proſa, Worte tiefer Rührung; Laube von dem nahe vorüberwallenden deutſchen Strome, deſſen Rauſchen man nächtlicher Weile hier vernehmen könne und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entſchlafenen Sängers heimatliche Fluren. Er ſagte, wenn auch Deutſchland in ſeinen Beſtrebungen und Wünſchen nur

---

eines anderen öſterreichiſchen zeitgenöſſiſchen Dichters, Gottfried's v. Leitner, ebenfalls Roſen und Lilien hat. Das Siegel, deſſen ſich Lenau bediente, zeigt ſymboliſch genug für deſſen Leben: ein Schiff auf ſturmbewegtem Meere mit der Umſchrift: »Telle est ma vie.«

Zerſtücktes bietet, ſo ſtimmen ſeine beſten und deutſcheſten Herzen im Schmerze überein, daß ſie einen deutſchen Dichter verloren haben. Er ſchloß mit den Worten: »Der Reſt iſt Schweigen.«

Schurz las hierauf einen Brief Hammer-Purgſtall's vor, in welchem dieſer mittheilt, durch Unwohlſein verhindert zu ſein, dem Begräbniſſe anwohnen zu können: »Blumenkränze, Reden, Kränze und Gedichte ſind nur ein ſchwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatroſe durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutſche Zunge ſpricht, widerhallt. Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, würde mir ſchon die Inſchrift, womit ich dieſen Brief ſiegle und welche der zweite Khalife Omar gewählt hatte, verwehrt haben: »Als Redner genügt der Tod.«

Wieder erhoben ſich die Stimmen und ſangen:

»Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das Höchſte doch;
Wenn der Leib auch längſt zerfallen,
Lebt der große Name noch!«

Dann wurde der Sarg in das Grab geſenkt — dann fielen Blumen aus Frauenhänden herab und bedeckten ihn raſch, damit die nachſchütternden Schollen der Todtengräber nicht zu hart auf den Sarg fallen, dann — entfernten ſich Alle langſam, die da wußten, wen man zum ewigen Schlafe hingelegt hatte und nur die Dorfbewohner, die eben nur einen Menſchen beſtatten ſahen, beteten mit ihren Kindern ein lautes »Vater Unſer«, daß das fromme Gebet uns noch lange nachhallte, als auch wir uns entfernten. —

Eine Todtenfeier.

Ich entfernte mich von den Quartettſängern vom Friedhofe fort über die Rebenhügel zu der eine halbe Stunde entfernten Stadt Kloſterneuburg. Wir kehrten im Garten des Benedictinerſtiftes ein und ſaßen unter ſchattigen Bäumen, vor uns den vom Kellermeiſter credenzten grüngoldenen Wein, der auf den Hügeln von Weidling reift. Wir ſprachen nur von Lenau, ſeinem Leben, ſeinem Dichten, ſeinem tragiſchen Ende. Die Freunde forderten mich auf, ihnen die Urſache zu erzählen, durch die der Dichter dem Wahnſinne verfallen iſt. Da begab ſich etwas ganz ſeltſam Erſchreckendes. Es war Nacht geworden und der Wirth hatte Glaskugeln, in denen Kerzen brannten, auf unſeren Tiſch geſtellt. Kein Luftzug wehte, die Sterne leuchteten ruhig auf die Wipfel der Bäume. Als ich meine Auseinanderſetzungen mit den Worten ſchloß: »Und ſo wurde Lenau wahnſinnig!« ſchlug plötzlich ein Windſtoß in die Bäume, ſo mächtig, daß Zweige an ihnen zerſplitterten. Die Lichtkugeln lagen zerſchmettert auf dem Boden. Wirbelnder Staub flog um unſere Augen. Wir ſprangen entſetzt empor, während der Aufruhr in der Luft über uns tobte. Nach nur wenigen Minuten hörte der Sturm auf und wich einem gewaltigen Regenguſſe. Wir flüchteten in den Kloſterkeller und konnten nicht aufhören, von dem ſeltſamen, plötzlich erwachten Sturme, den wir tiefſt erregt mit meinen geſprochenen letzten Worten: »So wurde Lenau wahnſinnig« in Zuſammenhang brachten. Um endlich das nachwirkende bange Gefühl zu bannen, fingen die Sänger an ein Lied zu ſingen, dem dann noch andere folgten.

An einem von uns etwas entfernten Tiſche ſaßen acht uns unbekannte Herren und hörten, reichen Beifall ſpendend, den Liedern zu. Einer von ihnen erhob ſich

endlich und fragte, beſcheiden an uns herantretend, ob ſie nicht auch ein Lied ſingen dürften? Auf unſere heitere Zuſtimmung fingen ſie ein prächtig tönendes Singen an, ein Lenau'ſches Lied, das uns Alle bewegte und freudig ſtimmte. Die Herren waren die Quartettſänger des Kloſterneuburger Männergeſang-Vereines. Nun fing ein herrlicher, muthiger Wettgeſang an, der bei fröhlichen Anklängen der Weingläſer bis in die frühen Morgenſtunden währte. Der Kahlenberg glühte roth, als wir unter herzlichen Umarmungen ſchieden, ein baldiges Wiederſehen erwünſchend.

Die antiken Bildhauer liebten es, auf Sarkophagen Lebensſcenen: Gladiatoren- oder Amazonenkämpfe darzuſtellen, oder als heiteren Gegenſatz des Todes auf dieſelben bacchiſche Züge und Thyrſusſchwingen zu meißeln. In unſerer Zeit iſt es Sitte, wenn ein Krieger zu Grabe getragen wird, ihn mit Trauerklängen zu begleiten und ihm Kanonendonner noch einmal nachtönen zu laſſen. Wenn aber die Kameraden heimziehen, ſpielen ſie heitere Muſik auf. Auch wir hatten einen tapferen Lebenskämpfer zu Grabe getragen.

Es ſei hier zum erſtenmale mitgetheilt, daß nicht alle ſterblichen Reſte Lenau's zur Erde beſtattet worden ſind.

Die nachfolgende iſt eine der ſchönſten morgenländiſchen Legenden:

Als Joſua dem Volke berichtete, daß deſſen Befreier und Führer Moſe geſtorben iſt, da weinte das ganze Volk, doch wollte es nicht glauben und verlangte ſein Grab zu ſehen. Als nun Joſua das Volk hinführte und das Grab geöffnet wurde, da lag nur das Herz darin des Propheten. Und das Volk hörte zu weinen und zu klagen auf und

ſie ſchloſſen wieder das Grab, nachdem ſie geſehen hatten, daß unter ihnen des Propheten

Sinn, Fühlen, Denken und ſein Lieben,
Bei ſeinem Volk ſein Herz geblieben.

Als wir traurig die Obduction vornahmen, gedachten wir der Worte, die Lenau's »Fauſt« bei gleichem Anlaſſe im Secirſaale ſpricht:

»Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun,
Sie würde plötzlich ein Gelächter ſchlagen,
Daß wir ſie ſo zerſchneiden und zerhau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen,
Mein Freund, das plumpe Meſſer tappt vergebens
Verlaſſ'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens
Es ſetzte flüchtig durch den Acheron,
D'rin ſich dem Jäger ſeine Spur verloren.«

Als Dr. Meckel an das Herz der Leiche gelangte, äußerte er den Wunſch, ſich dasſelbe als Andenken mit in ſeine Heimat zu nehmen, wenn ich das Geheimniß bewahren wollte. Ich erwiderte, daß dies meinem Gefühle nach, ſo pietätvoll es auch gemeint ſei, mir doch als ein Leichenraub vorkäme und wir hätten zu ſolchem Thun kein Recht. Anders wäre es, wenn der nahe Verwandte des Hingeſchiedenen, der im Nebengemache weile, dazu die Erlaubniß gebe. Wir holten dieſelbe ein und Dr. Meckel verwahrte das Herz in einer kleinen gläſernen Retorte. Nach Deutſchland zurückkehrend, nahm er die Reliquie mit und es iſt ſymboliſch, daß des edlen deutſchen Dichters Herz bei ſeinem deutſchen Volke geblieben iſt.

Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach iſt nach wenigen Jahren geſtorben. Ich weiß nicht, wer derzeit im Beſitze der Reliquie iſt.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht Lenau's.

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofräthin v. Kleyle über den herzkläglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat in der Nacht vom 10ten auf 11ten October, im Jahre diesmal des Unheils 1837, zu Penzing in der Schmiedgasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,
Und wohl mit Fug und wohl mit Recht,
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
»Wer ließ das Fenster offen?«
Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
»Du sollst dem Feind vergeben,«
Der Eingriff in ihr Leben,
In ihren Speiseständer,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.
Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfrauliches Entsetzen. –
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden,
Trotz unseren drei Hunden.
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebacknen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,

Sie ſind vorbeigeſchwunden
An drei verſchlafnen Hunden.
Jetzt faßt ein tödtlich Grauen
Die häuslichſte der Frauen.
Sie iſt ins Herz verletzt,
Der Jammer packt ſie jetzt
Mit ſeiner ganzen Stärke,
Es iſt ein Streich zum Weinen:
Geraubt ſind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun ſteht ſie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und ſchwimmt
In wirthſchaftlichen Thränen,
Unchriſtlich, doch von Herzen
Wünſcht ſie drei Tage Schmerzen,
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt ſammeln ſich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entſpringt die große Frage:
»Hat ſich ein Menſch vergeſſen?
Hat dies ein Thier gefreſſen?
Als eurer Zweifel Richter,
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel
Will's meinem Sinne ſcheinen,
Für eines Thieres Fraß,
Drum ſoll ich lieber meinen,
Daß ſich ein Menſch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei,
Bei ſolchem frechen Rauben
War auch ein Thier dabei.
Wie auch der Fall ſich wende,
s'iſt Alles eins am Ende:
In dieſem Duftrevier
Hat Beides: Menſch und Thier
Zu eurem Herzeleide
Heut Nacht ſich's laſſen ſchmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob ſie in einem ſtecken.«

Die nachfolgenden Albumverſe ſind in der Geſammtausgabe der Lenau'ſchen Werke nicht enthalten.

An Fräulein Maria von Hennersdorf.

Gleich wie Nachtlüfte weh'n in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Die Nachtigallen in den Büſchen klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren,
So ſoll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüthen ſchauern.

In das Album einer Dame,
nach Durchwanderung des Schloßkellers und Gartens.

Auf ſolchem Gang durch einen reichen Keller,
Da ſchlägt der Puls des Herzens tiefer, ſchneller.
Auf ſolchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten.

Denkmale.

Das frömmelnde Kreuz.

Das Grab Lenau's iſt neben dem neunſprachigen Sarkophage des Orientaliſten Hammer-Purgſtall gebettet. Die Schweſtern des Hingeſchiedenen ließen es mit einer ſieben Schuh hohen Pyramide aus geſchliffenem grauen Granit ſchmücken. Sie zeigt das vom Bildhauer Hirſchhäuter geformte, in Bronze gegoſſene Porträtmedaillon Lenau's. Eine Schlange umgibt es, die nach chriſtlicher Anſchauung das Symbol der Ewigkeit, nach heidniſch-römiſcher das des Genius iſt. Ueber dem Medaillon glänzt ein Stern, im Sockel der Pyramide der Name Lenau in Gold.

Neben Lenau innerhalb eines einfriedenden Eiſengitters ruht ſeine geliebteſte Schweſter Thereſe und deren Gatte Schurz, welcher der treueſte Freund und Pfleger des Hingeſchiedenen war.

An das Denkmal, dessen Entwurf mir von der Familie anvertraut war, knüpft sich für mich persönlich ein verhängnißvolles Erlebniß. Das Denkmal wurde ein Jahr nach dem Tode Lenau's aufgestellt und festlich eingeweiht. Ueber diese Feier erschien in der »Ostdeutschen Post« ein Bericht, der unter anderem davon sprach, wie schön es sei, daß sich über dem Grabe dieses Dichters, dessen christlicher Glaube dem Zweifel anheimgefallen war, kein »frömmelndes Kreuz« erhebt. Wien war damals noch vom Jahre 1848 her vom Belagerungszustande niedergehalten und das Concordat, das papierne Canossa, wie es Anastasius Grün nannte, im Anzuge. Ich wurde, da meine intime Beziehung zu Lenau und seiner Familie bekannt und ich ein Mitarbeiter des genannten Blattes war, für den Verfasser jenes Berichtes gehalten. Man fahndete im Redactionsbureau nach dem Manuscripte und es fand deshalb auch bei mir eine Haussuchung statt. Ich wurde vor das Kriegsgericht geladen und ohne vorliegenden Beweis, nach einer sehr militärisch summarischen Untersuchung, wie es in dem betreffenden Decrete hieß, als »gefährlicher Schriftsteller« von Wien verbannt. Der Verfasser jenes Berichtes entzog sich durch rasche Abreise von Wien der Untersuchung und Verurtheilung. Nichtsdestoweniger wurde er, als er die Sache verschollen glaubte und nach einem Jahre erst nach Wien zurückgekehrt war, zu einer mehrmonatlichen und von ihm auch verbüßten Kerkerstrafe verurtheilt.

Ich würde diese streng persönliche Angelegenheit, die seinerzeit Aufsehen erregte, nicht erzählen, wenn nicht durch die angeführte journalistisch flüchtige Bemerkung eine für den Dichter bedeutsame, ihn in seiner religiös christlichen Anschauung tief charakterisirende Aeußerung wachgerufen worden wäre, der sich

ein bekenntnißreiches Brieffragment des Dichters anschließt. Seine Freundin, der wir die tiefpoetische symbolische Anschauung des Dichters in diesem Buche, und die an sie gerichteten, bisher unbekannt gebliebenen merkwürdigen Briefe zu danken haben, schrieb:

»Kein frömmelndes Kreuz, nur der Name Lenau prangt am Monument«, sagt die »Ostdeutsche Post«. Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann, durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, »mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten,« konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in die Oase des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte, wie ihre Kinderzeit. Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung »den Herrn nicht lieben, wäre schwer«. Es strebt durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, selbst in der klaffenden Todeswunde des Feindes, sucht er Anfang und Ende alles Seins, sucht er den Herrn.«

Ein von der Schreiberin voranstehender Zeilen an den Sänger gerichtetes Gedicht, in welchem sie tiefen

Kummer über den Grund ſeiner unſeligen Verſtimmung und den Wunſch, ihn zu heilen, ausſprach, veranlaßte ihn zu einer ſchriftlichen Erwiderung, in der es heißt: »Dieſem Liede verdank' ich meinen Savonarola.«

»Die Geſchichte dieſes Märtyrers,« fährt die Freundin fort, »war ein würdiger Rahmen für die des Dichters neu erwachte Liebe zu einem perſönlichen Gotte. Das war vielleicht die glücklichſte Zeit des Dichters. Er ſchrieb in einem Briefe an mich: »Der Zauber, das Schöne, Unvergeßliche, Alleinbeſeligende der Perſönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität iſt mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, iſt Religion. Die manchmal noch erwachende zerſtörende Heftigkeit meiner Seele iſt ein manchmaliger Rückfall in böſe alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufſchrei meiner heidniſchen Zeit. Zuweilen naht ſich meinem friedlichen Hauſe ein wildes Thier aus jener Wüſte, in welcher ich mich einſt herumgetrieben und ſchreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott. Ich habe in früherer Zeit an der Unſterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an dieſen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen ſoll.«

»Aber auch auf den empörten Wogen der Leidenſchaft in den »Albigenſern«, ſchreibt die Freundin des Dichters weiter, »wandelt der milde Chriſtus Savonarola's. Den Traum im »Nachtgeſang« hat Lenau wirklich geträumt und die ſüße Stimme, die ihm »Guten Abend, Freund, und gute Reiſe« zuruft, war ihm die Stimme eines Himmliſchen. Wenn gläubiges Feſthalten an den Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geſchöpfen, wenn begeiſtertes Streben nach dem Wahren und

muthiges Ringen mit dem Falſchen, wenn Lieben, Leiden und Entſagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jeſu ſind, ſo ſetzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz!«

Ein heiliger Nikolaus.

Einige hundert Schritte vom Friedhofe entfernt, in welchem Lenau begraben iſt, befindet ſich ein kleines Erlen- und Birkenwäldchen. Dahin pflegte Lenau, wenn er bei ſeiner Schweſter wohnte, gerne ſeine Schritte zu lenken, ſtundenlang im Graſe zu ruhen und zu ſinnen. Dieſem Lieblingsplatze des Dichters haben wir wahrſcheinlich das ſchöne Bild in ſeiner »Reiſeempfindung« zu danken:

»Ich ſah in bleicher Silberpracht
Die Birkenſtämme prangen,
Als wäre d'ran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.«

Hier gingen dem Dichter auch die Waldlieder auf, deren er einige im Birkenwäldchen dichtete.

Um die ſo dichtergeweihte Stelle zu bezeichnen und an den »Meiſter Niklas« zu mahnen, ließ ich, im Sinne der fromm katholiſchen Bevölkerung, von einem mir befreundeten Künſtler den Schutzpatron Lenau's, einen heiligen Nikolaus auf Blech malen und befeſtigte den gottſeligen Biſchof unter Mithilfe der mir freundlich geneigten Nichte Lenau's an dem ſchönſten Birkenbaume und, um den »Niglo«, wie ihn die Wiener nennen, vor einer etwa entheiligenden Beſchädigung zu hüten, ziemlich hoch. Die jugendliche, geiſtig und körperlich anmuthige Thereſe hielt die Leiter feſt, auf der ich emporkletterte. Es war dies am Allerſeelentage des Jahres 1850, alſo nur wenige Monate nach dem Tode des Dichters. Das Bild ſollte, wenn ſeine Theueren, wie es üblich iſt, die Gräber beſuchen

und bekränzen, für sie eine wehmüthige Ueberraschung sein. Aber schon nach wenigen Wochen war der gute Heilige von seinem Standpunkte verschwunden. Ein frommer Landbewohner hatte ihn gestohlen. Als ich dem Ortspfarrer darüber mein Leid klagte, äußerte er: »Ja, warum haben Sie das Bild nicht kirchlich einweihen lassen? Ich hätte das gerne unter würdiger Assistenz vollzogen. Ich kann aber freilich nicht ganz sicher behaupten, ob der eingesegnete Heilige nicht doch gestohlen worden wäre. Es ist ein Gesindel!«

In Deutsch-Altenburg.

Vor etwa 15 Jahren gingen Verehrer des Dichters damit um, ihm, dem dereinstigen Zöglinge der Agricultursschule in Deutsch-Altenburg, ein kleines Denkmal zu widmen. Es sollte im Lehrsaale der Anstalt die Büste Lenau's aufgestellt werden. Bereits hatte der mir befreundete Bildhauer Joseph Pönninger eine solche entworfen und architektonisch umgeben; doch reichten die gesammelten Gelder nicht aus, und wurden diese später dem für Wien projectirten Denkmale zugewendet. Ein Aquarellbild des Lieblingsplatzes des Dichters im Parke der Anstalt — dicht belaubte uralte Bäume, die einen stillen Raum beschatten — zählt zu meinen kostbaren, von einem Freunde mir verehrten Angedenken.

In Csátad,

dem Geburtsorte Lenau's, ist das Haus, in welchem er geboren wurde, mit einer Gedenktafel geziert. Das Haus stellt sich für die kleine Ortschaft genug stattlich dar, ein Stockwerk hoch, das zehn Fenster in der Fronte im ersten Stockwerke und deren neun zu ebener Erde zeigt. In der Mitte ist ein rund gewölbtes Eingangsthor. Je drei und zwei Bäume flankiren dasselbe. Die

Gedächtnißtafel ſoll über dem Hauseingang angebracht worden ſein; ihr Wortlaut und von wem ſie gewidmet, iſt durch die Journale, die von ihr berichtet haben, nicht bekannt.

Eine Büſte.

Ein Schüler Kundmann's an der Akademie der bildenden Künſte in Wien, der junge Franzoſe Herr Leroux, unternahm es, eine lebensgroße Büſte Lenau's zu formen. Faſt ein Viertel Jahrhundert nach deſſen Tode geboren, konnte er nur den in meinem Beſitze befindlichen Schädelabguß, ein Daguerreotyp und einige wenige Bilder benützen. Doch gelang es ihm, vom Rathe der Freunde des Dichters, die denſelben genau gekannt und jahrelang mit ihm umgegangen waren, unterſtützt, eine lebensvolle, frappant ähnliche Porträtbüſte zu formen. Herr Leroux mußte bald darauf Wien verlaſſen, um ſeiner Militärpflicht in Frankreich nachzukommen. Die Büſte hat der kunſtliebende Induſtrielle Herr Friedrich Otto Schmidt acquirirt, in deſſen Beſitze ſie ſich noch befindet.

In Wien.

Unmittelbar nach dem Hinſcheiden Anaſtaſius Grün's regte ich in der »Neuen Freien Preſſe« für ihn und ſeinen unſterblichen Genoſſen Nikolaus Lenau ein gemeinſames Denkmal an. Der entſprechende Aufruf eines aus geiſtig vornehmſten Perſönlichkeiten raſch gebildeten Comités, an deſſen Spitze der warme Freund Grün's und Lenau's, der Präſident des Oberſten Gerichtshofes Dr. Anton Ritter v. Schmerling, ſtand, gewann lebhafte Theilnahme. Der Aufruf begann, wie folgt:

»Im Leben, wie in der Literatur ſind die öſterreichiſchen Dioskuren Nikolaus Lenau und Anaſtaſius

Grün gleichen dichterischen, wie freiheitlichen Schrittes mit einander gewandelt. Die Trauer um den Einen, den wir jüngst verloren, ruft zugleich den Schmerz über den Verlust des vorlängst Geschiedenen in österreichischen, wie in allen deutschen Herzen wach. Hier in Wien soll ihnen ein gemeinsames, ihnen würdiges Denkmal errichtet werden« u. s. w.

Bereits sind die Vorarbeiten getroffen und, wenn erst die Platzfrage für zwei Kolossalbüsten entschieden sein wird, wird Wien um ein schönes Kunstdenkmal bereichert sein.

Briefe von Justinus Kerner.

Bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage des vorliegenden Buches erhielt ich den nachfolgenden Brief von dem berühmten Dichter aus Weinsberg. Ich komme dem Wunsche desselben, den Brief zu veröffentlichen, wozu sich erst jetzt nach drei Decennien hier Gelegenheit findet, nach.

Weinsberg, den 1. Juni 1855.

Sehr Verehrter!

Ihre so verdienstvolle Schrift über Lenau konnte ich erst kürzlich erhalten und mir vorlesen lassen. Sie berührte mich oft mit Schmerz, oft mit Freude und ich bewunderte viele Ihrer genauen Schilderungen Lenau's, vorzüglich wie Sie so treffend die Art seines Vorlesens beschreiben. Bedauern mußte ich nur, daß manche Geschichte, die Sie in Ihren Blättern aufnahmen, Ihnen von Lenau selbst erzählt wurde, der, wie Sie gewiß auch wissen werden, oft Alles sehr bunt ausmalte, ja so übermalte, daß es etwas ganz Anderes wurde, als es ursprünglich war. Da es Ihnen gewiß nur um reine ungeschminkte Wahrheit zu thun

iſt, ſo bin ich ſo frei, Sie auf Einiges derlei aufmerkſam zu machen.

Es wird von dem erſten Beſuch berichtet, den Lenau bei mir machte, von dem er erzählte, daß er mich im dritten Zimmer mit Frau und Kindern auf dem Boden ausgeſtreckt, wie Leichen liegend gefunden habe, und ich ihm erklärt hätte, daß wir hier liegen, um zu probiren, wie es ſein möchte, dereinſt ſo im Grabe zu liegen. Hätte dieſes Schwab als bei einem Beſuche von ihm bei mir geſchehen erzählt, ſo wäre es wahr; denn es geſchah dieſes mehr als zwanzig Jahre vorher als ich Niembſch kennen lernte. Da traf mich Schwab, als ich noch jung war und nur ein kleines Kind hatte, mit ſolchem und meiner Frau ſo auf dem Boden liegend in einem Zimmer an und ich mochte ihm vielleicht auch die Erklärung unſerer wunderlichen Lage mit jenen Worten gegeben haben; aber Lenau war es nicht, ſondern, wie geſagt, Guſtav Schwab, der es vielleicht Lenau zwanzig Jahre nachher erzählte, wo es dann Lenau's Phantaſie ſpäter auf ſich ſelbſt übertrug. Das erſte Zuſammentreffen mit Lenau war auf meinem alten Thurme in meinem Garten, in welchem er mehrere Scenen ſeines »Fauſt« dichtete, namentlich die mit der Schmiedsfrau und dem blutenden Tiſchtuche durch den Gabelſtich, wozu ihm eine Geſchichte, die er den Tag zuvor mit meiner Frau hatte, Veranlaſſung gab, die ihn zankte, daß er während des Eſſens bei uns immer mit der Gabel in das Tiſchtuch zu ſtechen die üble Gewohnheit hatte.

Die Entſtellung einer Geſchichte, die ſich mit einem Arzt und Kindern ereignet haben ſollte, las ich mit wahrem Entſetzen; ſie betrifft mich, ob ſie mich gleich nicht mit Namen, aber ſonſt doch andeutend bezeichneten. Es iſt durchaus unwahr, daß ich leſend

hinter einem Gebüſche gelegen und ſpielende Kinder dadurch in den fürchterlichſten Schrecken gebracht hätte, daß ich auf einmal mit Geſichtsverzerrungen und dem Rufe: »Ich bin der Teufel!« auf ſie losgeſprungen ſei, wodurch eines derſelben die Epilepſie erhalten und ich den Ort hätte ſchnell und heimlich verlaſſen müſſen. Daß ich nicht hinter einem Buſche leſend gelegen, daß ich nicht aus demſelben auf ſpielende Kinder Fratzen machend, losgeſprungen, daß keines durch mich die Epilepſie erhalten und ich nicht den Wohnort habe verlaſſen müſſen, das kann ich Sie auf Ehre verſichern und können Sie auch alle meine ſchwäbiſchen Freunde verſichern, die dieſe Geſchichte wohl kennen, die ſich aber ganz anders verhielt. Wenn ich nicht irre, ſo erzählte einmal die Frau v. Sukow, Emma Niendorf, in einer ihrer Schriften dieſe Geſchichte der Wahrheit gemäß. Es wird auch erzählt, Niembſch habe einmal durch ſimulirten Wahnſinn auf dem Poſtwagen eine Dame, die ihm hinderlich geweſen, von ſich abhalten wollen, es geſchah der Gattin eines Regimentsmuſikers, die guter Hoffnung war, auf eine tolle und mich ſehr betrübende Weiſe, weil er ſich für einen Wahnſinnigen ausgeben ließ, der aus Dr. Kerner's Heilanſtalt komme, was mir bei dem Gatten der Frau, der es glaubte, großen Verdruß machte; denn es ging ſo weit, daß er dieſer Frau im Gaſthofe, wo ſie über Mittag blieben, während des Eſſens mit einem Meſſer drohte, wodurch die Frau ohne zu eſſen nicht mehr weiter reiſte. Dieſer Geſchichte erwähnte Frau v. Sukow in ihrer Schrift über Lenau, aber auch nicht ganz der Wahrheit gemäß.

Sehr überraſchend und ſehr betrübend war mir die Stelle in Ihren Blättern, die alſo heißt: »Ich hörte von einem Briefe, in welchem ein von der

k. Regierung angeſtellter Arzt erklären ſoll: Er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn geſehen, den finſtern haarigen Kerl mit einem langen Wickelſchwanze.« Dieſen, in der That von mir an Karl Mayer geſchriebenen Brief, in Karl Mayer's Buch über Lenau, können Sie wörtlich leſen. Ich ſchrieb ihn im März 1832, wo Lenau ſich lange Zeit bei mir befand und ſich auf ſeine Reiſe nach Amerika vorbereitete, ſich ſeiner Phantaſie nach in den Urwäldern einen Himmel verſprach und ſich von mir, der ich wohl einſah, wie es enden würde, durch keine Vorſtellungen zurückhalten ließ. Auch war das eine Zeit, wo er mit den größten Widerſprüchen und Selbſttäuſchungen kämpfte und ihm immer wie dämoniſche Spiegelbilder von der See her, vor der Seele ſtanden die ihn auch ſpäter wirklich teufliſch betrogen, und die, wie die reich geglaubte Braut, Vieles zu ſeiner geiſtigen Zerrüttung beitrugen. Dieſen Brief ſchrieb ich an Mayer unter einen Brief Lenau's an ihn, in welchem ſich Lenau ganz von jenen amerikaniſchen Trugbildern erfüllt ausſprach und ſich von mir nicht mehr im Vaterlande zurückhalten ließ. Es war mir dieſes ſein Unternehmen auch um ſo trauriger, weil ich glaubte, er werde dadurch auf immer von Deutſchland abgeriſſen und ich auch ſchon mehrmals geſehen hatte (obgleich ich an einen kommenden Wahnſinn bei Niembſch noch nicht glaubte), daß Männer von ſeiner Natur in Amerika geiſtig erkrankten und als wahnſinnig zurückgebracht werden. Es lag mir deshalb ſehr am Herzen, ihn auch durch Hilfe anderer Freunde von ſeinem unſeligen dämoniſchen Vorhaben zurückzuhalten. Es lautet jener Brief:

Beſter Mayer!

Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon, es iſt ein haariger

Kerl mit einem langen Wickelschwanze. Der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer, komme hierher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!

Dein Kerner.

Nun werden Sie doch, Verehrtester! zugeben, daß der wahnsinnig sein müßte, der den ganzen Zusammenhang der Sache und diesen Brief hier liest, dennoch glauben könnte, ich hätte in solchem mit völligem Ernste behauptet, ich hätte wirklich mit den Augen oder mit der Herzgrube oder als Geisterseher einen Dämon gesehen, der ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanze sei; und Mayer solle kommen, um den lieben Niembsch mit mir aus dem Wickelschwanze des amerikanischen Gespenstes zu erretten. Schon die letzten Zeilen erklären das Obige, daß ich unter Dämon mit dem Wickelschwanze nur Lenau's amerikanisches Hirngespinnst verstanden hatte. Liest man es aber in Ihren Blättern, so wie Sie es hinstellten und zwar noch mit der Bemerkung, daß Niembsch's Krankheit in Schwaben oft mißkannt worden und selbst ein von der k. Regierung angestellter Arzt seine Krankheit als ein Besessensein von einem haarigen Dämon mit einem Wickelschwanze gehalten habe, so muß man allerdings glauben, jener Arzt sei mehr als Niembsch mit Wahnsinn besessen gewesen und zwar durch Niembsch's Schuld, der dazumal bis zum Kopfzerspringen Tag und Nacht an mich von der Herrlichkeit in den Urwäldern Amerikas, der großen Jagdfreuden, die ihn da erwarten, der riesengroßen Leuchtkäfer und schwarzen Affen mit vielen Ellen langen Wickelschwänzen hinsprach. In Liebe bitte ich Sie herzlich, dieses Mißverständniß in irgend einer

Weiſe aufzuklären. Durch jenen Affen mit dem Wickelſchwanze komme ich aber auf das zurück, wo Niembſch erzählt, ich hätte acht Tage vor ſeiner Ankunft in Stuttgart dahin geſchrieben, es hätte ihn in den Urwäldern Amerikas ein großes Unglück getroffen, es habe ſich dort eine Aeffin in ihn verliebt, die habe ihm vor Liebe die Naſe abgebiſſen. Davon weiß nun ich aber keine Silbe und es iſt dies wieder eine Niembſch'ſche Dichtung auf meine Koſten, wofür ich ihm aber danken muß, da es in der That poetiſcher und humoriſtiſcher iſt, als das, was ich wirklich dahin im Scherze, jedoch zum Schrecken ſeiner, für ihn ſuperexaltirten Freunde ſchrieb und was Emma Niendorf in ihrem Buche über Lenau dem Publicum preisgab, jedoch auch in einer etwas phantaſiereichen Leſeart. Noch muß ich Ihnen erzählen, daß die erſten Worte, die Lenau zu mir ſprach, als er direct vom Neckar her aus Amerika zu mir kam, die waren: »Alter! da bin ich halt wieder und Du hatteſt Recht; das ſind nicht vereinte, ſondern verſchweinte amerikaniſche Staaten!« Ich höre noch immer vor meinen Ohren, wie er das zu mir in ſeiner, mir ſo lieben öſterreichiſchen Mundart ſprach und ich kann Sie verſichern, daß er ſolche auch immer wenigſtens in Schwaben redete, ſprach er aber in anderen Gegenden anders, das weiß ich nicht, es mag ſein, denn er war ein Chamäleon, das immer ſeine Farben wechſelte, aber mit jeder neuen Farbe einen aufs Neue anzog. Es war Manches in ihm, was ich bedauerte, weil ich ahnte, zu was es noch führen werde. Ich liebte ihn von Herzen, aber eine Affenliebe, wie einige andere ſeiner Freunde in Schwaben, die ihm durch dieſe Liebe mehr Schaden als Nutzen brachten, konnte ich nicht zu ihm haben. Es geht beſonders in meinem jetzigen Verlaſſenſein, Blindheit und Herzensſchmerz, kein Tag vorüber,

an dem ich nicht ſeiner gedenke und ihn zu mir wünſche; in Wahrheit aber nicht ſeiner Phantaſie, ſondern ſeines klaren Verſtandes wegen, mit dem er mir jetzt unendlich großen Troſt reichen könnte. Dieſen, ſeinen klaren Verſtand hielt ich auch früher immer für das Bollwerk ſeiner Phantaſie, das ſolche nicht könnte in Wahnſinn überſpringen laſſen. Es geſchah und Gott weiß warum! Ich ſende Ihnen hier einen Brief von Niembſch in Abſchrift, der noch nicht gedruckt iſt und den ich erſt kürzlich vorfand. Geben Sie ihn gütigſt an Schurz, vielleicht kann er denſelben noch in ſeinem Werke über Niembſch den anderen Briefen beimiſchen, die er von mir von Niembſch hat.

Haben Sie die Liebe und kommen Sie auch einmal zu mir in das Häuschen, in dem ich mit Lenau ſo oft vergnügt und traurig war; dann will ich Ihnen noch Vieles von ihm erzählen, was Sie nicht wiſſen und was in keiner ſeiner Biographien ſteht.

Ich grüße Caſtelli, Dr. Jäger und Andere, die ſich in Wien noch meiner erinnern; Sie aber von ganzem Herzen. In innigſter Liebe und Verehrung

Ihr ergebenſter

Juſtinus Kerner.

Der zweite und letzte, mit einer von fünf Sternen umgebenen Lyra geſiegelte Brief, den ich von dem edlen denkwürdigen Manne erhielt, lautet:

Weinsberg, den 18. Februar 1856.

Verehrteſter!

Ich habe Ihren lieben Brief und Ihre ſchönen literariſchen Geſchenke mit großer Freude empfangen. Den Anfang Ihrer Satiren: »Hyppokrates und die moderne Medicin«, ließ ich mir ſchon vorleſen und er hat mir ſo geſchmeckt, daß ich mich nach dem Genuß des Ganzen ſehr ſehne, aber da ich ſelbſt kein Wort

mehr leſen kann, können mir Leſegenüſſe nicht ſo ſchnell werden, wie Anderen. Sehen Sie, das iſt auch einer der Jammer des Alters, freuen Sie ſich, daß Sie noch ein junger kräftiger Mann ſind und Ihnen noch eine lange Lebensbahn und merkwürdige Reiſe nach Jeruſalem bevorſteht, aber der Menſch ſoll eben immer eine tiefe Trauer im Herzen behalten und ſo iſt auch Ihnen eine tiefe Trauer durch die Krankheit Ihrer lieben Gattin geworden. Welches Scheiden und welches Wiederſehen! ich denke Ihrer dabei mit wärmſter Theilnahme. Ach, mein Herz hat ja auch, und das im hohen Alter, einen Schlag erlitten, der wie ein Todtſchlag iſt. Das Anſchauen auch für Sie ſo vieler merkwürdiger Stätten und namentlich des Heimatlandes ihrer Väter wird Ihr Herz ſtärken und Ihren Kummer mildern.

Was den Brief betrifft, ſo ſah ich bald nach der Abſendung desſelben an Sie wohl ein, daß ich dieſe ganze Angelegenheit füglich hätte können auf ſich beruhen laſſen. So äußerte ich mich auch gegen den vortrefflichen Herrn Grafen von Auersperg, deſſen nur zu kurzer Beſuch im vorigen Herbſte mich recht glücklich machte. Empfehlen Sie mich ihm ſehr, ſowie auch Herrn Dr. Jäger und Herrn Caſtelli.

Mit dem edlen Zwecke, den Ihre Reiſe hat, wird Gott ſein und Sie auch deshalb ſchon auf ihr in ſeinen heiligen Schutz nehmen. Ein Auftrag in das Morgenland weiß ich Ihnen nicht zu geben, als daß Sie an gewiſſen heiligen Stätten auch meiner Leiden und meiner Sehnſucht gedenken mögen. Unſer Aller Gott ſei mit Ihnen!

Mit Liebe und Verehrung Ihr ergebenſter

Juſtinus Kerner.

6 hiner 62 AG 409 26/9

Erinnerungen
von Ludwig August Frankl.

TAYLOR INSTITUTE OXFORD LIBRARY

Zur Biographie

Nikolaus Lenau's

Von

Ludwig August Frankl

Mit Porträt

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag
1885
Alle Rechte vorbehalten

160 b 13

Druck von Friedrich Jasper in Wien.